



Leseprobe

Kass Morgan

**Die 100 - Die Saga in
einem Band**

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,99 €



Seiten: 1216

Erscheinungstermin: 12. Juli 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die komplette Saga in einem Band

Seit einem vernichtenden Atomkrieg lebt die Menschheit auf Raumschiffen. Dreihundert Jahre lang hat niemand mehr die Erde betreten. Doch nun sollen hundert jugendliche Straftäter das Unmögliche wagen: zurückkehren und herausfinden, ob ein Leben auf dem blauen Planeten wieder möglich ist. Doch was die idealistische Clarke, der geheimnisvolle Bellamy und die anderen Verurteilten nach ihrer Ankunft vorfinden, raubt ihnen den Atem. Ein tödliches Abenteuer beginnt, auf das sie kein Training der Welt hätte vorbereiten können ...



Autor

Kass Morgan

Kass Morgan studierte Literaturwissenschaft an der Brown University und in Oxford. Derzeit lebt sie als Lektorin und freie Autorin in Brooklyn. Noch vor Erscheinen ihres ersten Buches, »Die 100«, konnte sie bereits die Rechte der Serienverfilmung verkaufen. »Die 100« schaffte es auf Anhieb auf die SPIEGEL-Bestsellerliste, und auch mit den Folgebänden der Serie, »Die 100 – Tag 21«, »Die 100 – Die Heimkehr« und »Die 100 – Rebellion«, knüpfte Kass Morgan an ihren sensationellen Erfolg an.

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---------------------|-----|
| DIE 100 | 7 |
| DIE 100 – TAG 21 | 319 |
| DIE 100 – HEIMKEHR | 635 |
| DIE 100 – REBELLION | 955 |

DIE 100



Clarke

Die Tür glitt zur Seite, und Clarke wusste, dass es Zeit war zu sterben.

Sie sah nur die Stiefel des Gardisten, der in ihre Zelle kam, und setzte sich auf. Ihr schweißnasses Hemd löste sich schmatzend von der Pritsche, und sie machte sich bereit für die Angst, das Adrenalin, den Anfall wilder Panik. Doch alles, was sie spürte, war Erleichterung.

Nachdem sie eine der Wachen angegriffen hatte, war sie in eine Einzelzelle verlegt worden, doch für Clarke gab es so etwas wie Einsamkeit nicht. Sie hörte Stimmen, überall. Aus den dunklen Ecken der Zelle riefen sie ihr zu, füllten die Stille zwischen ihren Herzschlägen, schrien aus den tiefsten Schlupfwinkeln ihres Bewusstseins. Sie sehnte sich nicht nach dem Tod, aber wenn es der einzige Ausweg war, um diesen Stimmen zu entkommen, dann war sie bereit zu sterben.

Sie war wegen Verrats verurteilt worden, doch die Wahrheit war viel schlimmer. Selbst wenn ein Wunder geschah und sie im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochen wurde – für Clarke gab es keine Erlösung. Ihre Erinnerungen waren entsetzlicher als jede Strafe.

Der Gardist trat unruhig von einem Fuß auf den anderen und räusperte sich. »Gefangene Nummer 319, bitte stehen Sie auf.« Er war jünger, als sie erwartet hatte, und die Uniform hing ihm lose von den schmalen Schultern. Offensichtlich war er gerade erst rekrutiert worden. Ein paar Monate Soldatenrationen reichten nicht aus, um das Gespenst der Unterernährung zu vertreiben, das auf den äußeren Kolonieschiffen *Walden* und *Arcadia* umging.

Clarke atmete tief durch und erhob sich.

»Strecken Sie die Hände vor«, sagte er und nahm ein paar Handschellen aus der Brusttasche seiner blauen Uniform.

Clarke erschauerte, als sie die Haut seiner Hände an ihrer spürte. Seit sie in Einzelhaft war, hatte sie nicht einen einzigen Menschen gesehen, geschweige denn berührt.

»Zu fest?« Der Hauch von Mitgefühl in seiner Stimme versetzte Clarke einen Stich. Der letzte Mensch, der sich um ihr Wohlergehen gesorgt hatte, war Thalia gewesen, ihre ehemalige Zellengenossin und einzige Freundin in diesem Leben, und das war eine Ewigkeit her. Sie schüttelte den Kopf.

»Setzen Sie sich einfach aufs Bett. Der Arzt ist schon auf dem Weg.«

»Sie wollen es hier tun?«, fragte Clarke heiser. Wenn der Arzt bereits unterwegs war, bedeutete dies, dass sie das

Wiederaufnahmeverfahren gar nicht erst abwarteten. Doch das war nicht besonders überraschend. Laut Gesetz wurden Erwachsene sofort nach ihrer Verurteilung exekutiert. Minderjährige wurden bis zu ihrem achtzehnten Geburtstag unter Arrest gestellt und bekamen dann ein Berufungsverfahren. Doch in letzter Zeit wurden praktisch alle Verurteilten schon wenige Stunden nach der zweiten Verhandlung hingerichtet, wegen Verbrechen, für die sie noch vor ein paar Jahren begnadigt worden wären.

Trotzdem war es schwer zu glauben, dass es tatsächlich in ihrer Zelle passieren würde. Clarke hatte sich, so pervers es auch war, beinahe auf diesen letzten Gang zur Krankenstation gefreut, wo sie während ihrer medizinischen Ausbildung so viel Zeit verbracht hatte. Auf diese letzte Chance, etwas Vertrautes zu erleben, auch wenn es nur der Geruch von Desinfektionsmitteln und das Summen des Ventilationsystems waren, bevor ihre Sinne für immer ausgelöscht wurden.

»Sie müssen sich setzen«, sagte der Gardist, ohne sie anzusehen.

Clarke ging noch ein paar Schritte durch die Zelle, dann setzte sie sich steif auf den Rand der schmalen Pritsche. In der Isolationshaft veränderte sich das Zeitgefühl, das wusste sie. Trotzdem konnte Clarke kaum glauben, dass sie beinahe sechs Monate allein hier ausgeharrt hatte. Das Jahr davor hatte sich im Vergleich dazu wie eine Ewigkeit angefühlt. Sie waren zu dritt in der Zelle gewesen: Clarke, Thalia und Lise, ein Mädchen mit strengem Blick, das erst gelächelt hatte, als Clarke in die Isolationshaft verlegt wurde. Trotz-

dem gab es keine andere Erklärung: Heute musste ihr achtzehnter Geburtstag sein, und ihr einziges Geschenk war eine Spritze, die ihre Muskeln lähmte, bis ihr Herz aufhörte zu schlagen. Danach würde ihre Leiche, wie es in der Kolonie üblich war, dem Weltraum überantwortet und bis ans Ende aller Zeiten durchs All treiben.

Eine Gestalt erschien im Türrahmen, und ein großer schlanker Mann trat in die Zelle. Obwohl sein graues schulterlanges Haar die Plakette am Kragen des Laborkittels teilweise verdeckte, erkannte Clarke ihn als den medizinischen Chefberater des Rats. Vor ihrer Verurteilung war sie Doktor Lahiri über ein halbes Jahr lang praktisch auf Schritt und Tritt gefolgt. Die Stunden, die sie im Operationssaal an seiner Seite verbracht hatte, konnte sie gar nicht mehr zählen. Die anderen Auszubildenden hatten Clarke beneidet und auf der Stelle Bevorzugung gewittert, als sie herausfanden, dass Doktor Lahiri einer der engsten Freunde ihres Vaters war. Oder es zumindest vor der Hinrichtung ihrer Eltern gewesen war.

»Hallo, Clarke«, sagte er freundlich, als wären sie in der Krankenhauskantine und nicht in einer Todeszelle. »Wie geht es dir?«

»Besser als in ein paar Minuten, schätze ich.«

Doktor Lahiri hatte Clarkes schwarzen Humor immer gemocht, doch diesmal lachte er nicht. »Wenn Sie ihr bitte die Handschellen abnehmen und uns einen Moment allein lassen würden?«, sagte er zu dem Gardisten.

Der Wachsoldat wand sich unbehaglich. »Meine Befehle lauten, die Gefangene nicht aus den Augen zu lassen.«

»Sie können gleich vor der Tür warten«, erwiderte Lahiri betont gelassen. »Sie ist unbewaffnet und erst siebzehn. Ich denke, ich habe die Situation im Griff.«

Der Gardist wich Clarkes Blick aus, als er ihr die Handschellen abnahm. Dann nickte er Doktor Lahiri kurz zu und ging hinaus.

»Sie meinen: Ich bin achtzehn und unbewaffnet«, korrigierte Clarke und zwang sich zu einem Lächeln. »Oder gehören Sie jetzt auch zu diesen verrückten Wissenschaftlern, die nicht einmal mehr wissen, welches Jahr wir haben?« Ihr Vater war so einer gewesen. Immer wieder hatte er vergessen, die Lichtautomatik zu programmieren, und war um 0400 zur Arbeit gegangen, so sehr in seine Forschungen versunken, dass er nicht merkte, wie verlassen sämtliche Korridore auf dem Weg dorthin waren.

»Du bist immer noch siebzehn, Clarke«, berichtigte Doktor Lahiri und sprach so langsam, wie er es sonst nur bei Patienten tat, die gerade aus der Narkose erwachten. »Deine Isolationshaft dauert erst drei Monate.«

»Was tun Sie dann hier?«, fragte sie und konnte die Panik in ihrer Stimme nicht unterdrücken. »Laut Gesetz müssen Sie warten, bis ich achtzehn bin.«

»Das Verfahren hat sich geändert. Das ist alles, was ich dir sagen darf.«

»Aha, *hinrichten* dürfen Sie mich also, aber nicht mit mir sprechen.« Sie dachte an Lahiris Gesichtsausdruck während der Verhandlung ihrer Eltern. Damals hatte sie seine versteinerte Miene als ein Zeichen der Missbilligung gedeutet, doch jetzt war sie sich nicht mehr so sicher. Lahiri hatte nichts

zu ihrer Verteidigung gesagt. Genau wie alle anderen hatte er nur stumm dagesessen, während der Rat Clarkes Eltern – zwei der brilliantesten Wissenschaftler auf der *Phoenix* – für schuldig befand, gegen die Gaia-Doktrin verstoßen zu haben, die nach der Stunde Null verhängt worden war.

»Wie war das mit meinen Eltern? Haben Sie die auch umgebracht?«, fragte sie.

Doktor Lahiri schloss die Augen, als hätten Clarkes Worte sich in ein Monster verwandelt, das ihm jetzt höhnisch ins Gesicht grinste. »Ich bin nicht hier, um dich zu töten«, erwiderte er leise. Er öffnete die Augen wieder und deutete auf den Hocker, der am Ende von Clarkes Pritsche stand. »Darf ich?«

Als Clarke keine Antwort gab, nahm er den Hocker und setzte sich direkt vor sie. »Darf ich deinen Arm sehen?«

Clarke spürte, wie es ihr die Brust zusammenschnürte. Lahiri war ein verdammter Heuchler. Diese ganze Prozedur war grausam und pervers, aber in einer Minute würde alles vorbei sein. Sie streckte den Arm aus.

Doktor Lahiri griff in die Brusttasche seines Kittels und zog ein Tuch heraus, das nach Desinfektionsmittel roch. Clarke zitterte, als er damit über die Innenseite ihres Handgelenks fuhr.

»Keine Sorge. Es wird nicht wehtun.«

Clarke schloss die Augen. Sie dachte an Wells' verzweifelten Blick, als die Wachen ihre Eltern aus der Ratskammer eskortiert hatten. Der Zorn, der sie während der Verhandlung beinahe aufgefressen hatte, war längst verflogen, doch jetzt durchzuckte sie die Erinnerung an Wells wie ein Blitz, wie

das letzte Gleißer eines Sterns, kurz bevor er für immer verlosch. Ihre Eltern waren tot, und das war seine Schuld.

Lahiri umfasste ihr Handgelenk und tastete nach der Vene.

Wir sehen uns gleich, Mom und Dad.

Sein Griff wurde fester. Es war so weit. Clarke spürte einen kleinen Einstich und atmete tief ein.

»Fertig«, sagte Lahiri.

Sie riss die Augen auf und blickte nach unten. Ein Metallarmband umschloss ihr Handgelenk. Als sie es ungläubig betastete, spürte sie tausend kleine Nadelstiche an der Stelle, wo die Pulsadern verliefen. Clarke fuhr zusammen. »Was ist das?«, rief sie panisch und riss sich von dem Arzt los.

»Entspann dich«, erwiderte er mit unerträglicher Gelassenheit. »Das ist ein Vital-Transponder. Er überwacht deine Atmung und die Blutwerte und sammelt noch allerlei andere nützliche Informationen.«

»Nützlich für wen?«, hakte Clarke nach, auch wenn ihr das ungute Gefühl in ihrem Magen bereits sagte, in welche Richtung die Antwort gehen würde.

»Es hat ein paar aufregende Entwicklungen gegeben«, erklärte Lahiri und klang wie eine billige Imitation von Wells' Vater, Kanzler Jaha, wenn er eine seiner Gedenktagsreden hielt. »Du solltest stolz sein. Das alles haben wir allein deinen Eltern zu verdanken.«

»Meine Eltern wurden wegen Verrats hingerichtet.«

Doktor Lahiri warf ihr einen missbilligenden Blick zu. Noch vor einem Jahr wäre Clarke vor Scham im Boden versunken, aber jetzt zuckte sie nicht mit der Wimper. »Vergib

diese Chance nicht. Du hast die Möglichkeit, das Richtige zu tun und das entsetzliche Verbrechen deiner Eltern wiedergutzumachen.«

Mit einem lauten Krachen landete Clarkes Faust mitten in Lahiris Gesicht, gefolgt von einem dumpfen Knall, als sein Hinterkopf gegen die Wand schlug. Der Wachposten, der draußen gewartet hatte, kam hereingestürmt und drehte Clarke die Hände auf den Rücken. »Alles in Ordnung, Sir?«, fragte er.

Lahiri setzte sich langsam auf und rieb sich das Kinn, während er Clarke halb wütend, halb amüsiert musterte. »Zumindest wissen wir jetzt, dass du dich unter den anderen Delinquenten behaupten kannst, wenn ihr dort seid.«

»Wenn wir wo sind?«, schnaubte Clarke und versuchte, sich aus dem Haltegriff zu befreien.

»Noch heute wird der gesamte Arrestflügel geräumt. Einhundert Kriminelle wie du bekommen die Chance, Geschichte zu schreiben.« Lahiris Lippen verzogen sich zu einem Grinsen. »Ihr fliegt zur Erde.«

2

Wells

Der Kanzler war alt geworden. Obwohl Wells seinen Vater erst vor weniger als sechs Wochen zuletzt gesehen hatte, wirkte er um Jahre gealtert. An den Schläfen entdeckte Wells neue graue Strähnen, und die Falten um seine Augen waren tiefer geworden.

»Sagst du mir jetzt endlich, warum du es getan hast?«, fragte der Kanzler mit einem erschöpften Seufzen.

Wells rutschte auf seinem Stuhl hin und her. Er spürte, wie die Wahrheit versuchte, aus ihm herauszubrechen. Er hätte alles gegeben, um die Enttäuschung aus dem Gesicht seines Vaters zu verscheuchen, aber er konnte es nicht riskieren. Nicht bevor er wusste, ob sein gefährlicher Plan aufgegangen war. Er vermied jeden Augenkontakt und ließ seinen Blick über die Reliquien gleiten, die er vielleicht zum letzten Mal sah: das Adlerskelett in der Glasvitrine, die wenigen Gemälde, die den Brand des Louvre überlebt hatten, und die

Fotos all der wunderschönen entvölkerten Städte, deren Namen Wells nach wie vor Schauer über den Rücken jagten.

»War es eine Mutprobe? Wolltest du vor deinen Freunden angeben?« Der Kanzler sprach in demselben leisen, getragenen Tonfall, den er bei Anhörungen vor dem Rat benutzte. Schließlich hob er eine Augenbraue als Zeichen dafür, dass er eine Antwort erwartete.

»Nein, Sir.«

»Bist du vorübergehend dem Wahnsinn verfallen? Warst du auf Drogen?« In seiner Stimme schwang ein Anflug von Hoffnung mit, den Wells in einer anderen Situation durchaus amüsant gefunden hätte. Aber im Blick seines Vaters lag nicht das kleinste bisschen Humor, sondern eine Mischung aus Erschöpfung und Verwirrung, die Wells seit der Beerdigung seiner Mutter nicht mehr an ihm gesehen hatte.

»Nein, Sir.«

Einen Moment lang verspürte Wells den Wunsch, seinen Vater zu berühren. Doch es lag nicht an den Fesseln um seine Handgelenke, dass er es nicht tat. Etwas anderes hielt ihn davon ab, ihm über den Tisch hinweg die Arme entgegenzustrecken. Selbst als sie vor der Schleuse gestanden hatten, um seiner Mutter ein letztes Lebewohl zu sagen, hatte er die dreißig Zentimeter Abstand zwischen ihnen nicht überbrücken können. Es war, als hätte die Trauer sie zu gleichpoligen Magneten gemacht, die einander abstießen.

»Wolltest du ein politisches Statement abgeben?« Sein Vater zuckte leicht, als wäre der Gedanke für ihn wie eine Ohrfeige. »Hat jemand von der *Walden* oder der *Arcadia* es dir eingeredet?«

»Nein, Sir«, antwortete Wells und unterdrückte den aufsteigenden Ärger. Anscheinend hatte sein Vater die letzten sechs Wochen damit verbracht, sein Bild von Wells zu dem eines Rebellen umzugestalten. Offenbar verstand er einfach nicht, wie der ehemalige Musterschüler und vorbildliche Kadett den öffentlichsten Gesetzesbruch aller Zeiten hatte begehen können. Aber selbst die Wahrheit hätte seine Verwirrung nicht gelindert. Für den Kanzler gab es keine Rechtfertigung dafür, den Eden-Baum in Brand zu stecken, jenen Setzling, der kurz vor dem großen Exodus an Bord der *Phoenix* gebracht worden war. Trotzdem war Wells keine andere Wahl geblieben. Nachdem er herausgefunden hatte, dass Clarke zu den hundert Delinquenten gehörte, die auf die Erde geschickt wurden, hatte er etwas unternehmen müssen, um ebenfalls dabei zu sein. Und als Sohn des Kanzlers konnte ihn nur ein schweres öffentliches Verbrechen in die Arrestzelle bringen.

Er dachte daran zurück, wie er sich während der Gedenktagsfeierlichkeiten durch die Menge geschoben hatte. Hunderte Augen waren auf ihn gerichtet gewesen, und seine Hand hatte gezittert, als er das Feuerzeug hervorgezogen und ihm einen grellen Funken entlockt hatte. Einen Moment lang hatten alle nur stumm auf die Flammen gestarrt, die den Baum umschlossen. Dann waren die Wachen vorwärtsgestürzt und hatten Wells gepackt, und trotz des entstandenen Chaos hatte jeder genau mitbekommen, wer da fortgeschleppt worden war.

»Was zum Teufel hast du dir dabei gedacht?«, fragte der Kanzler und starrte ihn ungläubig an. »Du hättest

den ganzen Saal niederbrennen und jeden darin töten können.«

Besser, er log. Sein Vater würde leichter damit zurechtkommen, wenn er glaubte, es wäre eine Mutprobe gewesen. Oder Wells tat so, als wäre er tatsächlich auf Drogen gewesen. Beide Möglichkeiten waren für den Kanzler besser zu ertragen als die Wahrheit: dass er es wegen eines Mädchens getan hatte.

Die Tür der Krankenstation schloss sich hinter ihm, aber Wells' Lächeln blieb wie eingefroren, als hätte die Kraft, die es gekostet hatte, die Mundwinkel nach oben zu ziehen, seine Gesichtsmuskeln dauerhaft beschädigt. In ihrem von Medikamenten benebelten Zustand hatte seine Mutter das erstarrte Grinsen wahrscheinlich für echt gehalten, und das war alles, was zählte. Sie hatte seine Hand gehalten, während die Lügen aus Wells herausströmten. Bittere, aber harmlose Lügen. *Ja, Dad und mir geht es gut.* Sie brauchte nicht zu wissen, dass die beiden in Wirklichkeit seit Wochen kaum mehr als ein paar Worte miteinander gesprochen hatten. *Wenn es dir wieder besser geht, lesen wir Verfall und Untergang des Römischen Reiches zu Ende.* Sie hatten beide gewusst, dass seine Mutter es nie bis zum letzten Kapitel schaffen würde.

Wells verließ das Krankenhaus und überquerte Deck B, das glücklicherweise vollkommen menschenleer war. Um diese Zeit waren die meisten entweder bei den Lernprogrammen, bei der Arbeit oder der Tauschbörse. Wells hätte eigentlich im Geschichtsunterricht sein sollen, seinem Lieblingsfach. Er liebte die Berichte über altehrwürdige Städte wie Rom oder New York,

deren einstige Größe nur noch vom Drama ihres Untergangs übertroffen wurde. Aber er konnte den Gedanken nicht ertragen, geschlagene zwei Stunden umgeben von Mitschülern zu verbringen, die seine Nachrichtenbox mit vagen, hilflosen Beileidsbekundungen überflutet hatten. Der einzige Mensch, mit dem er über seine Mutter sprechen konnte, war Glass, doch die war in letzter Zeit eigenartig distanziert gewesen.

Wells wusste nicht, wie lange er vor der Tür gestanden hatte, bis er merkte, dass er schon bei der Bibliothek angekommen war. Er wartete, bis der Scanner seine Augen abgetastet hatte, dann drückte er den Daumen auf das Erkennungsfeld. Die Tür glitt gerade so lange zur Seite, dass er hindurchschlüpfen konnte, und schloss sich sofort wieder mit einem verärgerten Schnappen, als hätte sie ihm einen unermesslichen Gefallen getan, ihn überhaupt durchzulassen.

Als er in die Stille und das Schummerlicht der Bibliothek eintauchte, entspannte er sich ein wenig. Die Bücher, die vor der Stunde Null auf die *Phoenix* gebracht worden waren, wurden in hohen, sauerstofffreien Vitrinen aufbewahrt, um den Verfallsprozess zu verlangsamen. Das war auch der Grund, warum man sie ausschließlich in der Bibliothek lesen durfte und selbst dann immer nur für ein paar Stunden. Der riesige Saal war vom künstlichen Tageslicht abgeschirmt und lag in ewigem Halbdunkel.

So lang er sich zurückerinnern konnte, hatte Wells jeden Sonntagabend hier mit seiner Mutter verbracht. Als er noch klein war, hatte sie ihm vorgelesen, später hatten sie mit ihren jeweiligen Büchern nebeneinandergesessen. Doch als ihre Krankheit voranschritt und die Kopfschmerzen immer schlimmer wurden, hatte Wells die Rolle des Vorlesers übernommen. Sie hatten

gerade mit dem zweiten Band von *Verfall und Untergang* angefangen, als sie ins Krankenhaus eingeliefert wurde.

Er zwängte sich durch die schmalen Gänge bis zur Sektion mit den englischsprachigen Büchern und ging dort zu der dunklen Ecke mit der Geschichtsabteilung. Die Sammlung war kleiner, als sie hätte sein sollen. Zahlreiche Texte waren vor dem Exodus digital archiviert worden, doch knapp hundert Jahre später hatte ein Virus sie beinahe vollständig ausgeradiert. Die wenigen Bücher, die auf der *Phoenix* übrig geblieben waren, hatten sich alle in Privathänden befunden – Erbstücke aus Familienbesitz, die von Generation zu Generation weitergegeben worden waren. Nach und nach hatten die Eigentümer sie schließlich der Bibliothek gespendet.

Wells beugte sich hinunter zum Buchstaben G und drückte seinen Daumen auf das Schloss. Mit einem Zischen entwich das Vakuum, und die Glastür glitt zur Seite. Er wollte gerade nach *Verfall und Untergang* greifen, da hielt er plötzlich inne. Eigentlich hatte er vorgehabt, ein Stückchen weiterzulesen und dann seiner Mutter davon zu erzählen. Doch jetzt kam es ihm vor, als könnte er ebenso gut mit ihrem Grabstein an ihr Bett kommen und sie fragen, was darauf stehen sollte.

»Man soll die Vitrinen nicht offen lassen«, sagte eine Stimme hinter ihm.

»Ja, danke«, erwiderte Wells etwas schärfer, als er beabsichtigt hatte. Er stand auf und drehte sich um. Hinter ihm stand ein Mädchen und starrte ihn an. Das Gesicht kam ihm bekannt vor. Es gehörte der Arztschülerin aus dem Krankenhaus. Wells spürte einen Anflug von Wut angesichts dieser Überschneidung der Welten. Schließlich war die Bibliothek der Ort, an den er kam,

um das Hospital zu vergessen – den Desinfektionsmittelgeruch und das Piepen des Herzmonitors, das schon lange kein Lebenszeichen mehr war, sondern ein Countdown zum Tod.

Das Mädchen machte einen Schritt zurück und neigte den Kopf zur Seite, sodass ihr helles Haar auf die linke Schulter fiel. »Ach, du bist es.«

Wells wartete auf die zuckenden Augenbewegungen, die verrietten, dass sie ihren Freunden über den Netzhauttransmitter eine Nachricht schickte. Doch der Blick des Mädchens blieb starr auf ihn gerichtet, als schäue sie direkt in ihn hinein und zerle alle Gedanken ans Licht, die er so sorgsam verbarg.

»Wolltest du das Buch nicht haben?« Sie deutete mit dem Kinn auf die Vitrine.

Wells schüttelte den Kopf. »Ich werde es ein andermal lesen.«

Sie schwieg einen Moment. »Ich glaube, du solltest es jetzt tun.« Wells' Kiefermuskeln zuckten, aber er sagte nichts, also sprach sie weiter. »Ich hab dich oft mit deiner Mutter hier gesehen. Du solltest es ihr mitbringen.«

»Nur weil mein Vater Chef des Rats ist, kann ich nicht einfach ein dreihundert Jahre altes Gesetz brechen«, erwiderte er mit einem Hauch von Herablassung in der Stimme.

»Wegen ein paar Stunden wird dem Buch schon nichts passieren. Die negativen Auswirkungen von Sauerstoff werden überschätzt.«

Wells zog eine Augenbraue nach oben. »Und wird der Scanner am Ausgang auch überschätzt?« An fast jeder Durchgangstür auf der *Phoenix* befand sich ein programmierbarer Scanner. Am Eingang der Bibliothek durchleuchtete er jeden, der hinein-

oder hinausging, nach Büchern, um sicherzugehen, dass niemand eins nach draußen schmuggelte.

Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. »Dafür habe ich schon vor langer Zeit eine Lösung gefunden.« Sie warf einen kurzen Blick über die Schulter den schummrigen Gang entlang, dann griff sie in ihre Tasche und zog ein graues Stück Stoff hervor. »Das verhindert, dass der Scanner die Zellulose im Papier erfasst.« Sie hielt es ihm hin. »Hier. Nimm es.«

Wells machte einen Schritt zurück. Die Wahrscheinlichkeit, dass dieses Mädchen ihn bloßstellen wollte, war weit größer als die, dass sie auf Schritt und Tritt ein Wundertuch mit sich herumtrug. »Wieso hast du das?«

Sie zuckte die Achseln. »Ich lese gern außerhalb der Bibliothek.« Als Wells nichts erwiderte, lächelte sie und streckte auch noch die andere Hand aus. »Gib mir einfach das Buch. Ich nehme es für dich mit ins Krankenhaus.«

Wells war selbst überrascht, als er gehorchte. »Wie heißt du?«, fragte er.

»Damit du weißt, wem du auf immer und ewig zu tiefster Dankbarkeit verpflichtet bist?«

»Damit ich weiß, wer schuld ist, wenn ich verhaftet werde.«

Das Mädchen klemmte sich das Buch unter den Arm und hielt ihm die Hand hin. »Clarke.«

»Wells.« Er lächelte, und diesmal tat es nicht einmal weh.

»Sie konnten den Baum gerade noch retten.« Der Kanzler starrte Wells an, als suche er nach einem Hinweis auf Reue oder wenigstens Schadenfreude, irgendetwas, das ihm verstehen half, weshalb sein Sohn versucht hatte, den einzigen

Baum niederzubrennen, der es von der Erde ins All geschafft hatte. »Nicht wenige Ratsmitglieder wollten dich noch an Ort und Stelle hinrichten lassen, minderjährig oder nicht. Ich konnte es nur verhindern, indem ich sie überredete, dich auf die Erde zu schicken.«

Wells atmete erleichtert auf. Weniger als hundertfünfzig Jugendliche befanden sich im Moment unter Arrest. Wells war davon ausgegangen, dass nur die ältesten unter ihnen auf die Erde geschickt würden. Bis zu diesem Moment hatte er nicht sicher sein können, ob auch er dazugehörte.

Die Augen seines Vaters weiteten sich vor Überraschung, dann verstand er endlich. »Das war es, was du wolltest, oder?«

Wells nickte. Der Kanzler verzog das Gesicht. »Hätte ich gewusst, dass du unbedingt auf die Erde willst, hätte ich das leicht arrangieren können. Mit der zweiten Expedition, wenn wir wissen, dass es sicher ist.«

»Ich wollte nicht warten. Ich möchte zu den ersten Hundert gehören.«

Der Kanzler kniff die Augen ein Stück zusammen und musterte Wells' teilnahmsloses Gesicht. »Warum? Gerade du weißt, wie gefährlich es ist.«

»Bei allem Respekt, du warst doch derjenige, der den Rat davon überzeugt hat, dass der nukleare Winter vorbei ist. Du hast gesagt, es wäre sicher.«

»Ja. Sicher genug für einhundert verurteilte Kriminelle, die so oder so sterben werden«, erwiderte der Kanzler mit einer Mischung aus Arroganz und Ungläubigkeit. »Ich habe nicht gemeint, sicher für meinen Sohn.«

Der Zorn, den Wells die ganze Zeit unterdrückt hatte, brach sich endlich Bahn und vertrieb seine Schuldgefühle. Er ballte die Fäuste und zerrte wütend an seinen Handschellen. »Wie es aussieht, bin ich jetzt einer von diesen verurteilten Kriminellen.«

»Deine Mutter würde das nicht wollen, Wells. Nur weil sie oft von der Erde geträumt hat, heißt das noch lange nicht, dass sie dich einer solchen Gefahr ausgesetzt hätte.«

Wells beugte sich nach vorn und ignorierte den Schmerz, mit dem das Metall in seine Haut schnitt. »Ich mache das nicht ihretwegen«, fauchte er und blickte seinem Vater zum ersten Mal, seit er den Raum betreten hatte, in die Augen. »Auch wenn ich glaube, dass sie stolz auf mich wäre.«

Das stimmte sogar, zumindest teilweise. Sie hatte eine romantische Ader gehabt und hätte Wells' Wunsch verstanden, das Mädchen, das er liebte, zu beschützen. Allerdings gab es noch etwas, das er getan hatte, und damit wäre sie kaum einverstanden gewesen. Den Eden-Baum anzuzünden erschien im Vergleich dazu wie ein harmloser Kinderstreich.

Sein Vater starrte ihn fassungslos an. »Willst du mir damit sagen, du hast dich wegen eines Mädchens in diese Lage gebracht?«

Wells nickte langsam. »Es ist meine Schuld, dass sie wie eine Laborratte da runtergeschickt wird. Und ich werde alles tun, damit sie lebend wieder zurückkommt.«

Der Kanzler blieb einen Moment lang still. Als er wieder etwas sagte, klang seine Stimme vollkommen ruhig. »Das wird nicht nötig sein.« Er zog etwas aus der Schublade und legte es vor Wells auf den Tisch. Es war ein Metallring mit

einem etwa daumennagelgroßen Chip darauf. »Jeder der Expeditionsteilnehmer bekommt eins von diesen Armbändern«, erklärte er. »Sie stehen in ständiger Verbindung mit dem Schiff, damit wir euch orten und die Vitalfunktionen überwachen können. Sobald wir sicher sein können, dass der Planet wieder bewohnbar ist, beginnen wir mit der Wiederbesiedelung.« Er zwang sich zu einem entschlossenen Lächeln. »Wenn alles nach Plan läuft, kommen wir bald nach, und dann ist all das« – er deutete auf Wells' Handfesseln – »vergeben und vergessen.«

Die Tür ging auf, und eine Wache trat ein. »Es ist Zeit, Sir.«

Auf ein Nicken des Kanzlers hin ging der Gardist zu Wells' Stuhl und zog ihn auf die Beine.

»Viel Glück«, sagte sein Vater in dem für ihn typischen kühlen Tonfall. »Wenn irgendjemand diese Mission zum Erfolg führen kann, dann du.«

Er streckte den Arm aus, um Wells die Hand zu schütteln, ließ ihn aber gleich wieder fallen – die Hände seines einzigen Sohnes waren nach wie vor hinter seinem Rücken gefesselt.

3

Bellamy

Natürlich verspätete sich der eingebildete Scheißkerl. Bellamy tippte ungeduldig mit dem Fuß und scherte sich nicht um das Echo, das durch den Lagerraum hallte. Niemand kam mehr hierher, alles von Wert war schon vor Jahren nach oben gebracht worden. Jeder Quadratzentimeter war mit Müll bedeckt: Maschinenersatzteile, von denen niemand mehr wusste, wozu sie überhaupt gut waren, Papiergeld, endlose Stapel Kabelrollen, Bildschirme mit zersprungenen Displays.

Bellamy spürte eine Hand auf seiner Schulter. Er wirbelte herum und duckte sich, die Fäuste vors Gesicht gehoben.

»Entspann dich, Kumpel«, sagte Colton und leuchtete ihm mit einer Taschenlampe direkt ins Gesicht. Er musterte Bellamy amüsiert. »Warum wolltest du mich ausgerechnet hier unten treffen?«, fragte er grinsend. »Hoffst du, auf einem der kaputten Computer alte Pornos zu finden? Ist nicht böse

gemeint. Wenn ich wie du auf der *Walden* ein Mädchen am Hals hätte, würde ich wahrscheinlich auch ein paar seltsame Angewohnheiten entwickeln.«

Bellamy ignorierte die Stichelei. Sein ehemaliger Freund Colton mochte jetzt zur Garde gehören, aber ein Mädchen würde er trotzdem nie bekommen, egal auf welchem Schiff. »Sag mir einfach, was läuft, okay?«, erwiderte Bellamy bemüht freundlich.

Colton lehnte sich lächelnd gegen die Wand. »Lass dich von der Uniform nicht verwirren, Bruder. Ich habe die oberste Geschäftsregel nicht vergessen.« Er streckte die Hand aus. »Gib her.«

»Du bist hier der Verwirrte, Colt. Du weißt, ich liefere immer.« Er tätschelte die Tasche, in der er den Chip mit den gestohlenen Rationspunkten aufbewahrte. »Und jetzt sag mir, wo sie ist.«

Als Colton die Mundwinkel nach oben zog, spürte Bellamy unwillkürlich einen Druck auf der Brust. Seit Octavia verhaftet worden war, schmierte er Colt, damit er ihn auf dem Laufenden hielt, und der Idiot genoss es offenbar, schlechte Nachrichten zu überbringen.

»Sie werden heute losgeschickt.« Die Worte schlugen ein wie Fausthiebe. »Auf Deck G haben sie einen der alten Transporter wieder flugtauglich gemacht.« Wieder streckte er die Hand aus. »Jetzt gib schon her. Genug geplappert. Die Mission ist streng geheim, und ich riskiere hier meinen Arsch für dich.«

Bellamys Magen krampfte sich zusammen, als die Bilder vor seinem inneren Auge aufstiegen: seine kleine Schwester,

die in einer fliegenden Metallkiste mit tausend Kilometern pro Stunde durchs All rast. Ihr Gesicht, das langsam blau anläuft, als sie versucht, die giftige Luft zu atmen. Ihr Körper, der am Boden liegt, reglos wie ...

Bellamy machte einen Schritt auf Colt zu. »Tut mir leid, Mann.«

Coltons Blick wurde hart. »Was tut dir leid?«

»Das hier.« Bellamy holte aus und verpasste ihm einen Schlag direkt auf die Kinnschuppe. Er hörte ein lautes Krachen, und sein Puls raste, als er sah, wie Colton zu Boden ging.

Dreißig Minuten später versuchte Bellamy die bizarre Szene zu begreifen, die sich vor seinen Augen abspielte. Er stand mit dem Rücken zur Wand in einem breiten Korridor und beobachtete, wie die grau gekleideten Verurteilten von einer Handvoll Wachen eine steile Rampe hinuntergeführt wurden. Am Ende der Rampe stand ein zylindrisches Gefährt mit schier endlosen Sitzreihen in seinem Frachtraum – der Transporter, der diesen ahnungslosen Haufen Kinder zur Erde bringen sollte.

Die ganze Sache war einfach nur krank, aber wahrscheinlich immer noch besser als die Alternative. An seinem achtzehnten Geburtstag bekam man zwar ein Wiederaufnahmeverfahren, aber seit dem letzten Jahr wurde praktisch jeder jugendliche Straftäter auch bei der zweiten Verhandlung für schuldig befunden. Gäbe es diese Mission nicht, würden sie immer noch in ihren Zellen sitzen und die Tage bis zu ihrer Hinrichtung zählen.

Als er eine zweite Rampe entdeckte, spürte Bellamy einen Stich im Herzen. Hoffentlich hatte er Octavia nicht schon verpasst. Doch eigentlich spielte es keine Rolle. Er musste nicht sehen, wie sie an Bord ging. Sie wären so oder so bald wieder vereint.

Er zupfte die Ärmel von Coltons Uniform zurecht. Sie passte denkbar schlecht, aber bis jetzt schien das niemandem aufgefallen zu sein. Alle hatten den Blick starr auf das Ende der Rampe gerichtet, wo Kanzler Jaha gerade das Wort an die Verurteilten richtete.

»Euch wurde die einmalige Gelegenheit gegeben, eure Vergangenheit hinter euch zu lassen«, sagte er. »Der Einsatz, zu dem ihr unterwegs seid, ist gefährlich, aber euer Mut soll belohnt werden. Wenn ihr Erfolg habt, sind all eure Vergehen vergessen, und ihr könnt auf der Erde ein neues Leben beginnen.«

Bellamy unterdrückte ein verächtliches Schnauben. Der Kanzler hatte vielleicht Nerven, sich hinzustellen und diesen Mist zu erzählen, den er sich wahrscheinlich nur ausgedacht hatte, damit er nachts überhaupt noch ruhig schlafen konnte.

»Wir werden eure Fortschritte genau verfolgen, damit wir für euer aller Sicherheit garantieren können«, fuhr der Kanzler fort, während weitere zehn Gefangene an ihm vorbeigeführt wurden. Der Gardist, der sie bewachte, salutierte zackig, schob die Gefangenen in den Transporter und stellte sich dann ins Spalier zu den anderen Wachen. Bellamy suchte die Menge nach Luke ab, dem einzigen Waldener, der nicht zu einem absoluten Arschloch geworden war, seit

er sich der Garde angeschlossen hatte, konnte ihn aber nirgendwo entdecken. Insgesamt zählte er gerade einmal zehn Gardisten auf dem Startdeck. Offensichtlich legte der Rat in dieser Angelegenheit mehr Wert auf Geheimhaltung als auf Sicherheitsvorkehrungen.

Er unterdrückte den Impuls, ungeduldig mit dem Fuß zu wippen, während weitere Gefangene die Rampe hinuntergingen. Falls sie ihn erwischten, wäre die Liste seiner Vergehen endlos: Bestechung, Erpressung, Identitätsdiebstahl, Verschwörung und was sich der Rat sonst noch so einfallen ließ. Bellamy war bereits zwanzig. Für ihn würde es keinen Arrest geben. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden nach seiner Verurteilung wäre er tot.

Am Ende des Korridors entdeckte er, halb verborgen unter einem dichten Schopf glänzend schwarzen Haares, ein vertrautes rotes Zopfband. Sein Herz setzte einen Schlag lang aus. Octavia.

Während der letzten zehn Monate hatte er sich die schlimmsten Sorgen gemacht. Bekam sie im Arrest genug zu essen? Gab es irgendetwas, womit sie sich halbwegs sinnvoll beschäftigen konnte, oder würde sie dort den Verstand verlieren? Der Arrest war für niemanden ein Spaß, aber für O musste er die Hölle sein.

Bellamy hatte seine jüngere Schwester praktisch allein großgezogen. Oder es zumindest versucht. Nach dem Unfall ihrer Mutter hatte der Rat die Fürsorge übernommen. Es gab keine Regeln für den Umgang mit verwaisten Geschwistern. Die strengen Bevölkerungsgesetze erlaubten jedem Paar nur ein Kind, manchmal auch gar keins. Deshalb hatte niemand

in der gesamten Kolonie eine Ahnung, was es bedeutete, einen Bruder oder eine Schwester zu haben. Mehrere Jahre lang hatten die beiden in separaten Gemeinschaftsunterkünften gelebt, aber Bellamy hatte stets ein Auge auf Octavia gehabt, hatte auf »Spaziergängen« zu den zugangsbeschränkten Lagerräumen Extrarationen für sie besorgt und sich die älteren Mädchen vorgeknöpft, die sich einen Spaß daraus machten, auf dem pausbäckigen Waisenkind mit den großen blauen Augen herumzuhacken. Octavia war etwas Besonderes, und Bellamy tat alles, um ihr ein besseres Leben zu ermöglichen. Alles, um das wiedergutzumachen, was sie hatte ertragen müssen.

Als Octavia die Rampe erreichte, hätte Bellamy beinahe gelächelt. Während alle anderen wie in Trance auf den Transporter zustolperten, schlenderte sie gemütlich dahin und zwang die Wachen, ihren Schritt zu verlangsamen. Sie sah sogar besser aus als bei ihrer letzten Begegnung, doch das war nur logisch. Octavia hatte vier Jahre Arrest bekommen, an deren Ende ihre Hinrichtung wartete. Jetzt hatte sie die Chance auf ein neues Leben, und Bellamy würde dafür sorgen, dass sie dieses neue Leben auch bekam. Koste es, was es wolle. Dafür würde er sogar mit ihr auf die Erde kommen.

Die Stimme des Kanzlers dröhnte über die lärmenden Schritte und das nervöse Geflüster hinweg. Seine Haltung war immer noch die eines Soldaten, aber all die Jahre als Vorstand des Rats hatten seinem Auftreten zusätzlich den Schliff eines Politikers verliehen. »Niemand in der Kolonie weiß von eurer Mission, doch wenn sie erfolgreich verläuft, schuldet jeder Einzelne von uns euch sein Leben. Ich weiß,

dass ihr euer Bestes geben werdet, um eurer selbst willen, für eure Familien und für jeden anderen auf diesem Schiff – für die gesamte Menschheit.«

Als Octavia ihren Bruder entdeckte, klappte ihr Kiefer nach unten. Bellamy spürte förmlich, wie sie versuchte, schlau aus dem zu werden, was sie da sah. Sie wussten beide, dass er nie und nimmer in die Garde berufen worden sein konnte, also musste er die Uniform gestohlen haben. Sie wollte ihm gerade etwas zuflüstern, da sprach der Kanzler weiter. Sie drehte zögerlich den Kopf weg, doch Bellamy sah die Anspannung in ihren Schultern.

Bellamys Puls beschleunigte sich, als der Kanzler seine Rede endlich beendete und den Wachen befahl, die letzten Passagiere an Bord zu bringen. Er musste den richtigen Moment abwarten. Wenn er zu früh losschlug, bestand die Gefahr, dass die Gardisten ihn doch noch überwältigten. Wartete er zu lang, würde Octavia allein zur vergifteten Erde fliegen, während er hier zurückblieb und die Konsequenzen dafür tragen musste, dass er den Startablauf unterbrochen hatte.

Schließlich war Octavia an der Reihe. Sie fing Bellamys Blick auf und schüttelte unmerklich den Kopf – eine Warnung an ihn, jetzt keine Dummheiten zu machen. Doch Bellamy hatte sein ganzes Leben lang nichts als Dummheiten gemacht, und er hatte nicht vor, jetzt damit aufzuhören.

Der Kanzler nickte einer Frau in schwarzer Uniform zu, die daraufhin an das Kontrollpult neben dem Transporter trat und mehrere Knöpfe drückte. Auf dem Schirm erschienen blinkende Ziffern. Der Startcountdown hatte begonnen.

Bellamy blieben noch drei Minuten, um durch die Schleuse zu kommen und sich über die Rampe einen Weg in den Transporter zu bahnen, wenn er seine Schwester nicht für immer verlieren wollte.

Als die Letzten an Bord waren, veränderte sich die Stimmung merklich. Die Wachen gleich neben Bellamy entspannten sich und begannen leise miteinander zu tuscheln, auf der gegenüberliegenden Rampe lachte jemand.

2:48 ... 2:47 ... 2:46 ...

Bellamy wurde so wütend, dass er für einen Moment alle Anspannung vergaß. Wie konnten diese Arschlöcher *lachen*, während seine Schwester zusammen mit neunundneunzig anderen Kindern auf ein Selbstmordkommando geschickt wurde?

2:32 ... 2:31 ... 2:30 ...

Die Frau am Kontrollpult flüsterte dem Kanzler lächelnd etwas zu, aber Jaha drehte sich mit versteinertem Gesichtsausdruck weg, ohne zu antworten.

Die Gardisten neben dem Transporter begannen, das Startdeck zu verlassen. Entweder hatten sie etwas Besseres vor, als zuzusehen, wie die Menschheit zum ersten Mal überhaupt versuchte, ihren Heimatplaneten zurückzuerobern, oder sie fürchteten, der alte Kasten von einem Raumschiff könnte explodieren, und brachten sich lieber rechtzeitig in Sicherheit.

2:14 ... 2:13 ... 2:12 ...

Bellamy atmete tief durch. Es war so weit.

Er schob sich an den anderen vorbei und schlich sich von hinten an einen untersetzten Kerl heran, dessen Waffe unge-

sichert im Halfter steckte. Er packte den Griff, riss sie heraus und rannte die Rampe hinunter. Noch bevor irgendjemand begriff, was geschah, rammte er dem Kanzler den Ellbogen in die Magengrube, schlang ihm einen Arm um den Hals und nahm ihn in einen Würdegriff. Auf dem Startdeck erhob sich wildes Geschrei, und Schritte trampelten in Bellamys Richtung. Er hob die Waffe und presste Jaha den Lauf an die Schläfe. Er wollte auf keinen Fall abdrücken, aber wenn sein Plan gelingen sollte, mussten die Wachen glauben, dass er es ernst meinte.

1:12 ... 1:11 ... 1:10 ...

»Alle zurück!«, brüllte Bellamy und verstärkte seinen Griff. Der Kanzler ächzte. Ein lautes Piepen ertönte, und die Ziffern auf dem Schirm blinkten nicht mehr grün, sondern rot. Nur noch weniger als eine Minute. Jetzt musste er lediglich abwarten, bis die Einstiegs Luke des Transporters sich zu schließen begann. In genau diesem Moment würde er den Kanzler zur Seite stoßen und durch den Spalt an Bord springen. Keiner konnte ihn dann mehr aufhalten.

»Lasst mich auf den Transporter, oder ich schieße!«, schrie er.

Aller Lärm erstarb. Das einzige Geräusch war das Klicken, mit dem die Gardisten ihre Waffen entschickten.

Noch dreißig Sekunden, dann war Bellamy entweder gemeinsam mit Octavia auf dem Weg zur Erde, oder seine Leiche wurde in einem Plastiksack zurück zur *Walden* gebracht.

4

Glass

Glass hatte gerade ihre Gurte festgezogen, als sie Schreie hörte. Vor der Einstiegs Luke des Transporters umzingelten die Wachen zwei Gestalten. In dem hektischen Gewirr konnte sie kaum etwas erkennen, sah nicht mehr als einen Anzugärmel, einen Schopf grauen Haars und das Schimmern von Metall. Im nächsten Moment ging die eine Hälfte der Wachen in die Hocke und brachte die Gewehre in Anschlag. Nun hatte sie freie Sicht. Jemand hatte den Kanzler als Geisel genommen.

»Zurück!«, brüllte der Geiselnnehmer mit zitternder Stimme. Er trug eine Uniform, gehörte aber eindeutig nicht zur Garde. Sein Haar war viel zu lang, die Jacke saß schlecht, und der eigenartige Griff, mit dem er die Pistole umklammert hielt, zeigte, dass er nie gelernt hatte, damit umzugehen.

Nichts passierte. »Ich sagte: zurück!«

Die Benommenheit, die sich während des langen Mar-

sches von der Zelle zum Startdeck über sie gelegt hatte, löste sich auf wie ein Komet, der an der Sonne vorbeiflog und dabei einen Schweif aus Hoffnung hinter sich herzog. Glass gehörte nicht hierher. Sie konnte nicht so tun, als wäre sie unterwegs zu einem Abenteuer von historischer Bedeutung, wie der Kanzler es dargestellt hatte. Falls sie immer noch an Bord war, wenn der Transporter abhob, würde ihr Herz unweigerlich zerbrechen. *Das ist meine Chance*, schoss es ihr durch den Kopf.

Sie öffnete ihren Gurt und sprang auf die Füße. Ein paar der anderen bemerkten es, aber die meisten beobachteten mit offenen Mündern das Drama, das sich gerade vor der Einstiegs Luke abspielte. Glass fuhr herum und rannte zur anderen Seite, wo eine zweite Einstiegsrampe hinunter zum Startdeck führte.

»Ich fliege mit!«, rief der Junge und ging rückwärts auf die Luke zu, den Kanzler im Schlepptau. »Ich bleibe bei meiner Schwester.«

Verblüfftes Schweigen senkte sich über das Deck. *Schwester*. Das Wort hallte in Glass' Kopf wider, aber noch bevor sie die ganze Tragweite begriff, riss eine vertraute Stimme sie aus ihren Gedanken.

»Lass ihn los!«

Glass warf einen Blick über die Schulter und blieb wie angewurzelt stehen, als sie das Gesicht ihres besten Freundes erkannte. Natürlich hatte sie die lächerlichen Gerüchte gehört, Wells sei unter Arrest genommen worden, hatte aber kein Wort geglaubt. Doch jetzt, da sie mit eigenen Augen sah, wie er zitternd dasaß, die grauen Augen starr auf seinen

Vater gerichtet, verstand sie es. Wells wollte bei Clarke sein. Er tat alles, um die zu schützen, die ihm am Herzen lagen. Vor allem Clarke.

Ein ohrenbetäubender Knall hallte über das Deck – *ein Schuss?* –, und in Glass' Kopf legte sich ein Schalter um. Ohne nachzudenken, sprang sie durch die Luke und rannte die Zugangsrampe hinauf, so schnell sie konnte, den Blick stur geradeaus gerichtet.

Sie hatte genau den richtigen Moment erwischt. Die Wachen standen wie erstarrt da, als hätte der Schuss sie gelähmt. Doch dann sahen sie sie.

»Gefangene auf der Flucht!«, rief einer von ihnen, und alle Köpfe drehten sich in ihre Richtung. Der Ruf rüttelte die Reflexe wach, die den Gardisten während der Ausbildung antrainiert worden waren. Es spielte keine Rolle, dass Glass ein siebzehnjähriges Mädchen war. Sie waren darauf konditioniert, das wehende blonde Haar und die großen blauen Augen, die Glass auf den ersten Blick so liebenswert machten, gar nicht erst zu bemerken. Alles, was sie sahen, war eine flüchtige Verbrecherin.

Sie ignorierte das wilde Geschrei und preschte durch den Korridor zurück zur *Phoenix*. Ihr Herz schlug wie wild.

»Du! Bleib sofort stehen!«, rief eine der Wachen.

Glass hörte seine Schritte in ihrem Rücken und rannte weiter. Falls sie schnell genug war und das Glück, das sie ihr ganzes Leben lang im Stich gelassen hatte, doch noch in letzter Sekunde auf den Plan trat, würde sie Luke vielleicht noch einmal wiedersehen. Und vielleicht, nur vielleicht, würde er ihr verzeihen.

Keuchend stolperte sie einen Flur entlang, der von mehreren unbeschrifteten Türen gesäumt war. Ihre Sicht begann zu verschwimmen, dann knickte ihr rechtes Bein ein, und sie musste sich an der Wand abstützen. Glass drehte panisch den Kopf hin und her und sah undeutlich die Umrisse eines Lüftungsgitters in der Wand. Sie griff mit den Fingern durch die Stäbe und zog, aber der Rost rührte sich nicht. Mit einem Stöhnen mobilisierte sie alle Kraft und riss, bis das Gitter endlich nachgab und sie den engen, dunklen Schacht dahinter sehen konnte.

Glass stemmte sich hoch auf das schmale Sims und robbte hinein. Das Metall fühlte sich auf ihrer heißen Haut kühl an. Sie kroch ein Stück, drehte sich um und schloss das Gitter hinter sich. Dann lauschte sie angestrengt, ob sie verfolgt wurde, doch sie hörte keine Schreie mehr, keine Schritte, nur das verzweifelte Hämmern ihres Herzens.

Glass drehte den Kopf und spähte in die Dunkelheit, konnte aber nur die Rohrleitungen an der Tunnelwand erkennen. Alles war von einer dicken Staubschicht bedeckt. Das hier musste ein Teil des inzwischen stillgelegten Belüftungs- und Filtersystems sein. Glass hatte keine Ahnung, wo der Schacht hinführte, aber ihr blieb keine Wahl. Also kroch sie weiter.

Nach Stunden, so kam es ihr zumindest vor, als sie ihre Knie schon gar nicht mehr spürte und ihre Handflächen wie Feuer brannten, erreichte sie eine Gabelung. Falls ihre Orientierung sie nicht täuschte, führte die linke Abzweigung zurück zur *Phoenix*, während die andere parallel zur Verbindungsbrücke verlief und sie zur *Walden* bringen würde – und damit zu Luke.

Luke, der Junge, den sie liebte und den sie vor all diesen Monaten hatte im Stich lassen müssen. An den sie während jeder einzelnen Nacht im Arrest gedacht hatte, nach dessen Berührung sie sich so sehr gesehnt hatte, dass sie seine Umarmung beinahe spüren konnte.

Mit einem Seufzen wandte sie sich nach rechts, ohne zu wissen, ob der Schacht sie in die Freiheit führen würde oder in den sicheren Tod.

Zehn Minuten später hatte Glass das Ende erreicht und ließ sich lautlos zu Boden gleiten. Eine Wolke aus Staub folgte ihr, blieb an ihrer schweißnassen Haut kleben, und sie musste husten. Sie befand sich in einer Art Lagerraum. Nachdem sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte sie Zeichnungen an den Wänden erkennen. Sie sahen aus wie Buchstaben. Glass ging darauf zu und weitete überrascht die Augen. Es waren Wörter, ganze Nachrichten, die jemand hier hineingeritzt hatte.

Ruhe in Frieden

In memoriam

Von den Sternen in den Himmel

Sie war auf dem Quarantänedeck, der ältesten Sektion auf der *Walden*. Als Atomkrieg und biologische Waffen die Erde verwüsteten, war denen, die das Glück gehabt hatten, die Stunde Null unbeschadet zu überstehen, nur noch die Flucht in den Weltraum geblieben. Einem Teil der infizierten Überlebenden war es gelungen, sich an Bord der Transportkapseln zu stellen, doch als sie die *Phoenix* erreichten, wurde ihnen

der Zugang verweigert. Stattdessen kamen sie auf die *Walden*. Zum Sterben. Selbst jetzt wurde jeder, der Anzeichen einer Krankheit zeigte, sofort unter Quarantäne gestellt und strikt vom Rest der Bevölkerung ferngehalten – von den letzten Überlebenden der Menschheit.

Zitternd eilte Glass zur Ausgangstür und betete, dass sie nicht zugerostet war. Zu ihrer endlosen Erleichterung ließ sie sich öffnen, und Glass rannte den dahinterliegenden Korridor hinunter. Noch im Laufen zog sie die schweißdurchtränkte Jacke aus. Nur mit einem weißen T-Shirt und den Gefängnishosen bekleidet sah sie aus wie eine Reinigungsarbeiterin. Glass betrachtete nervös das Armband an ihrem Handgelenk. Sie war nicht sicher, ob es auch hier auf den Schiffen aktiv oder nur darauf programmiert war, Daten von der Erde zu übermitteln. Egal, was von beidem zutraf, sie musste das Ding so schnell wie möglich loswerden. Selbst wenn sie die Flure mit den Retinascannern umging – mittlerweile hielt wahrscheinlich jeder Gardist in der gesamten Kolonie nach ihr Ausschau.

Glass hoffte, dass sie davon ausgingen, sie hätte sich auf der *Phoenix* versteckt. Niemand konnte damit rechnen, dass sie auf der *Walden* war. Sie erklomm die Haupttreppe, bis sie den Korridor erreichte, der zu Lukes Wohnkomplex führte. Auf dem Flur blieb sie noch einmal stehen und wischte sich die feuchten Hände an den Hosenbeinen ab. Plötzlich war sie sogar noch angespannter als auf dem Transporter.

Sie hatte keine Ahnung, wie Luke reagieren würde. Wie würde er sie empfangen, wenn sie neun Monate nach ihrem spurlosen Verschwinden plötzlich vor seiner Tür stand?

Vielleicht würde er auch gar nichts sagen, sondern sie, während die Worte nur so aus ihr heraussprudelten, mit einem Kuss zum Verstummen bringen, ihr mit den Lippen zu verstehen geben, dass alles in Ordnung war. Dass er ihr verziehen hatte.

Glass blickte über die Schulter und schlüpfte durch die Tür. Sie glaubte nicht, dass jemand sie gesehen hatte, aber sie musste vorsichtig sein. Eine Verpartnerungs-Zeremonie vorzeitig zu verlassen war ein entsetzlicher Affront, aber sie konnte es einfach nicht mehr ertragen, neben Cassius zu sitzen. Sein stinkender Atem und das ständige Grapschen erinnerten sie an Carter, Lukes doppelzüngigen Mitbewohner, der sein wahres Gesicht nur dann zeigte, wenn Luke auf Patrouille war.

Glass ging hinauf zum Beobachtungsdeck und hob bei jedem Schritt sorgsam den Saum ihres Rocks an. Es war dumm gewesen, so viele Rationspunkte für dieses Stück silberfarbenen Stoffs zu verschwenden, den sie in mühsamer Handarbeit zu einem Trägerkleid umgearbeitet hatte. Luke war nicht einmal hier, um sie darin zu sehen.

Sie hasste es, den Abend mit anderen Jungs zu verbringen. Aber ihre Mutter wusste nichts von Luke und weigerte sich strikt, Glass ohne männliche Begleitung ausgehen zu lassen. Sie verstand einfach nicht, warum Glass sich nicht Wells Jaha *geschnappt* hatte, wie sie es ausdrückte. Glass konnte ihr so oft erklären, wie sie wollte, dass sie nicht in ihn verliebt war. Ihre Mutter seufzte jedes Mal nur und murmelte, was für eine Schande es doch sei, Wells dieser *schlecht gekleideten Möchtegern-Ärztin* zu überlassen. Dabei war Glass froh, dass Wells sich in die

wunderschöne, wenn auch etwas ernste Clarke Griffin verliebt hatte. Liebend gerne hätte sie ihrer Mutter die Wahrheit gesagt: dass auch sie verliebt war, und zwar in einen hübschen und klugen jungen Mann, der sie nur leider nie zu einem Konzert oder einer Verpartnerungs-Zeremonie begleiten konnte.

»Darf ich um diesen Tanz bitten?«

Glass fuhr erschrocken herum. Als sie die braunen Augen direkt hinter ihr erkannte, trat ein strahlendes Lächeln auf ihr Gesicht. »Was tust du hier?«, flüsterte sie und hoffte, dass niemand sie beobachtete.

»Ich kann dich doch nicht einfach mit diesen schnöseligen *Phoenix*-Jungs alleine lassen.« Luke machte einen Schritt zurück und bewunderte Glass' Kleid. »Nicht, wenn du so aussiehst.«

»Weißt du, wie viel Ärger du kriegst, wenn sie dich erwischen?«

»Da müssen sie schon früher aufstehen.« Die Musik von unten wurde lauter. Luke schlang die Arme um ihre Hüfte und wirbelte sie durch die Luft.

»Lass mich runter«, flüsterte Glass lachend und schlug ihm sanft auf die Schulter.

»Ist das etwa die Art einer jungen Dame, sich bei einem glühenden Verehrer zu bedanken?«, fragte er und imitierte dabei diesen schrecklichen *Phoenix*-Akzent.

»Komm schon«, sagte sie kichernd und nahm seine Hand. »Du darfst gar nicht hier sein.«

Luke rührte sich nicht von der Stelle und zog sie an sich. »Wo immer du bist, ist der Ort, wo auch ich sein muss.«

»Es ist zu gefährlich«, erwiderte sie leise und kuschelte sich an ihn.

Luke grinste. »Dann sorgen wir wenigstens dafür, dass es sich lohnt.« Er umfasste ihren Hinterkopf und zog sie an sich, bis ihre Lippen sich berührten.

Glass hob die Hand und klopfte ein zweites Mal. Als endlich die Tür aufging, blieb ihr das Herz stehen.

Da stand er, das dunkelblonde Haar und die tiefbraunen Augen genau so, wie Glass sie in Erinnerung hatte. Genau so, wie sie sie Nacht für Nacht in der Arrestzelle vor sich gesehen hatte. Er schaute sie verdutzt an.

»Luke«, keuchte sie, und beinahe wären all die aufgestauten Gefühle der letzten neun Monate aus ihr herausgebrochen. Sie musste ihm unbedingt erzählen, was passiert war, warum sie mit ihm Schluss gemacht hatte und dann spurlos verschwunden war. Dass sie jede Minute dieses neun Monate langen Albtraums an ihn gedacht hatte. Dass sie nie aufgehört hatte, ihn zu lieben.

»Luke«, sagte sie noch einmal, und eine Träne kullerte über ihre Wange. Nach den unzähligen Malen, die sie in ihrer Zelle auf die Knie gesunken war und schluchzend seinen Namen geflüstert hatte, war es beinahe unwirklich, ihm endlich gegenüberzustehen. Doch noch bevor sie auch nur einen der Sätze aussprechen konnte, die ihr durch den Kopf schossen, tauchte eine zweite Gestalt im Türrahmen auf, ein Mädchen mit gewelltem rotem Haar.

»Glass?«

Glass versuchte zu lächeln. Luke und Camille kannten einander schon, seit sie Kinder waren, sie war seine Freundin gewesen, so wie Glass Wells' Freundin gewesen war. Doch

jetzt stand sie hier, in Lukes Wohnung. *Natürlich*, dachte Glass verbittert. Sie hatte sich schon immer gefragt, ob nicht mehr zwischen den beiden war, als Luke zugab.

»Möchtest du nicht reinkommen?«, fragte Camille übertrieben freundlich. Beiläufig schlang sie die Finger um Lukes Hand, doch für Glass fühlte es sich an, als würde Camille ihr das Herz zerquetschen. Während sie sich so sehr nach Luke verzehrt hatte, dass es ihr beinahe körperliche Schmerzen bereitete, hatte er sich eine Neue gesucht.

»Nein ... nein, schon gut«, erwiderte Glass heiser. Selbst wenn sie die richtigen Worte fand, war es unmöglich, Luke hier und jetzt die Wahrheit zu sagen. Die beiden zusammen zu sehen ließ das Risiko, das sie eingegangen war, geradezu lächerlich erscheinen. Sie hatte es tatsächlich geschafft herzukommen, nur um dann herauszufinden, dass er jetzt mit einer anderen zusammen war. »Ich wollte nur kurz Hallo sagen.«

»Du wolltest *Hallo* sagen?«, wiederholte Luke. »Nachdem du fast ein Jahr lang alle meine Nachrichten ignoriert hast, schaust du einfach so vorbei?« Er versuchte nicht einmal, seine Wut zu verbergen.

Camille ließ seine Hand los. Ihr Lächeln verzog sich zu einer Grimasse.

»Ich weiß. Es ... es tut mir leid. Ich lasse euch beide wohl besser allein.«

»Was ist eigentlich mit dir los?«, fragte Luke und warf Camille einen Blick zu, bei dem Glass nur noch einsamer ums Herz wurde, der ihr in aller Deutlichkeit sagte, wie dumm sie die ganze Zeit über gewesen war.

»Nichts«, sagte sie hastig und versuchte vergeblich, das Beben in ihrer Stimme zu unterdrücken. »Ich erzähl's dir ... Ich erzähl's dir, wenn ...« Glass biss sich auf die Zunge und kämpfte mit aller Macht den Wunsch nieder, unter allen Umständen in seiner Nähe zu bleiben. Gerade als sie sich zum Gehen wandte, sah sie einen Gardisten in ihre Richtung kommen. Sie hielt die Luft an und drehte das Gesicht wieder Luke zu, während der Gardist an ihnen vorbeiging, ohne Notiz von ihr zu nehmen.

Luke erwiderte ihren Blick nicht. Er starrte wie durch sie hindurch, während er die Nachricht auf seinem Netzhauttransmitter las. Als er dann auch noch die Lippen zusammenpresste, kam Glass der entsetzliche Gedanke, dass es darin nur um sie gehen konnte. Lukes Augen wurden immer größer – erst vor Überraschung, dann vor Entsetzen. »Glass«, krächzte er schließlich. »Du wurdest verhaftet.«

Sie nickte.

Er schaute ihr einen Moment lang direkt in die Augen, dann legte er ihr seufzend eine Hand auf die Schulter. Sie spürte seine Finger durch den dünnen T-Shirt-Stoff, und trotz aller Anspannung genoss sie die Berührung zutiefst. »Komm«, sagte er und zog sie nach drinnen.

Glass stolperte in die Wohnung, während Camille mit säuerlichem Gesicht zur Seite trat und Luke eilig die Tür hinter ihr zuzog. Der kleine Wohnbereich war dunkel – Luke und Camille hatten das Licht ausgemacht. Glass versuchte, die offensichtliche Schlussfolgerung zu ignorieren, während sie beobachtete, wie Camille es sich auf dem Armessel bequem machte, den Lukes Urgroßmutter auf der

Tauschbörse entdeckt hatte. Glass trat unsicher von einem Fuß auf den anderen, wusste nicht, ob sie sich setzen sollte. Es war schlimm genug, ein entflohener Sträfling zu sein, aber hier als Lukes Ex-Freundin zu stehen war schlimmer. Im Arrest hatte Glass genug Zeit gehabt, sich mit ihrem Strafregister zu arrangieren – doch an die Möglichkeit, sich in Lukes Wohnung wie eine Fremde vorzukommen, hatte sie nie auch nur einen einzigen Gedanken verschwendet.

»Wie bist du entkommen?«, fragte er.

Glass schwieg. Sie hatte so viel Zeit damit verbracht, sich auszumalen, was sie sagen würde, falls sie je die Chance bekam, Luke noch einmal wiederzusehen. Doch jetzt, als es endlich so weit war, kamen ihr die vorbereiteten Worte hohl und egoistisch vor. Es ging ihm gut, das war überdeutlich. Warum sollte Glass ihm die Wahrheit sagen, außer um ihn zurückzugewinnen, damit sie nicht mehr so einsam war? Also erzählte sie nur mit zitternder Stimme von den hundert Delinquenten und ihrem geheimen Auftrag, von der Geiselnahme und ihrer Flucht.

»Ich verstehe es immer noch nicht«, sagte Luke und warf Camille, die es aufgegeben hatte, so zu tun, als würde sie nicht zuhören, einen kurzen Blick zu. »Warum bist du überhaupt verhaftet worden?«

Glass schaute weg und suchte fieberhaft nach irgendeiner Ausrede. Die Wahrheit konnte sie ihm unmöglich sagen, jetzt, da er eine andere hatte und es so offensichtlich war, dass er nicht mehr dasselbe empfand wie sie.

»Ich kann nicht darüber sprechen«, erwiderte sie leise.
»Du würdest es nicht ...«

»Schon gut«, schnitt er ihr das Wort ab. »Ich weiß, ich verstehe ja so vieles nicht.«

Einen kurzen Moment lang wünschte Glass, sie wäre bei Clarke und Wells auf dem Transporter geblieben. Obwohl sie direkt vor dem Jungen stand, den sie liebte, hätte sie sich auf der verlassenen Erde wohl kaum einsamer fühlen können als jetzt.

5

Clarke

Einige Minuten lang waren die Gefangenen derart erschüttert wegen des Schusses, dass ihnen gar nicht bewusst wurde, was sie gerade taten, nämlich als erste Menschen seit fast dreihundert Jahren die Kolonie zu verlassen. Der falsche Gardist hatte zwar bekommen, was er wollte. Als die Einstiegsrampe sich schloss, hatte er den reglosen Körper des Kanzlers von sich gestoßen und war auf einen der leeren Sitze zugetaumelt. Aber der geschockte Ausdruck in seinem blassen Gesicht sagte Clarke, dass Blutvergießen keinesfalls Teil seines Plans gewesen war.

Für sie war der Zwischenfall mit dem Kanzler allerdings weit weniger aufwühlend als das, was sie nur Sekunden vor dem Schuss entdeckt hatte: Wells war an Bord.

Als sie ihn in der Tür erblickte, hatte sie geglaubt, es sei eine Halluzination. Dass sie in der Einzelhaft den Verstand verloren hatte, schien ihr weit wahrscheinlicher als die

Möglichkeit, dass Jahas Sohn tatsächlich unter Arrest gestellt worden war. Als einen Monat nach ihrer eigenen Verurteilung Wells' beste Freundin, Glass, in die Nachbarzelle gebracht worden war, war das schockierend genug gewesen. Und jetzt auch noch Wells? Vollkommen ausgeschlossen. Trotzdem war er hier. Clarke hatte mit eigenen Augen gesehen, wie er zuerst aufgesprungen und dann, nachdem einer der echten Gardisten seine Waffe abgefeuert hatte, verstört in sich zusammengesunken war, während der falsche, mit dem Blut seines Vaters bespritzt, in den Transporter flüchtete. Den Bruchteil einer Sekunde lang hatte sie sogar den Drang verspürt, Wells zu trösten, aber etwas, das noch stärker war als die Gurte, die sie im Sitz festhielten, ließ sie innehalten. Wells war schuld am Tod ihrer Eltern. Egal wie groß sein Schmerz auch sein mochte, er hatte ihn verdient.

»Clarke!«

Sie blickte auf und sah, wie Thalia den Kopf so weit herumdrehte, wie sie nur irgend konnte, und Clarke von ein paar Sitzreihen weiter vorne aus angrinste. Ihre ehemalige Zellengenossin war die Einzige an Bord, die den falschen Gardisten nicht anstarrte. Trotz der grauenvollen Lage, in der sie sich alle befanden, konnte Clarke gar nicht anders, als das Lächeln zu erwidern. Thalias gute Laune war einfach ansteckend. Selbst während der ersten Tage nach der Hinrichtung ihrer Eltern, als Clarke beinahe umkam vor Trauer, hatte Thalia sie oft zum Lachen gebracht, indem sie einen der Gardisten nachahmte, der mehr schlecht als recht versuchte, den Mädchen zu imponieren.

»Ist er das?«, fragte Thalia mit stummen Lippenbewegun-

gen und deutete mit dem Kinn in Wells' Richtung. Sie war die Einzige, die über alles Bescheid wusste. Nicht nur über Clarkes Eltern, sondern auch über das schreckliche Verbrechen, das Clarke begangen hatte.

Clarke fand die Situation denkbar unpassend und schüttelte den Kopf, aber Thalia ließ nicht locker. Doch genau in dem Moment, als Clarke ihr sagen wollte, sie solle den Mund halten, brüllten die Triebwerke los und verschluckten jedes weitere Wort. Es war tatsächlich passiert: Nach mehreren Jahrhunderten hatten sie als erste Menschen die Kolonie verlassen und waren auf dem Weg zur Erde. Clarke musterte die anderen Passagiere, die alle genauso ergriffen schwiegen wie sie selbst. Es war beinahe, als wollten sie die Welt, die sie soeben hinter sich gelassen hatten, mit einer spontanen Gedenkminute ehren.

Doch der feierliche Moment war nur von kurzer Dauer, denn schon bald plapperten die hundert Delinquenten, die nie im Traum daran gedacht hätten, je zur Erde zu fliegen, so aufgereggt durcheinander, dass jeder Verständigungsversuch zwecklos war. Das Einzige, was Clarke mitbekam, war die hitzige Diskussion zwischen den beiden Mädchen direkt vor ihr. Sie stritten darüber, was passieren würde, sobald sie die Luft auf der Erde atmeten.

»Ich würde lieber auf der Stelle tot umfallen, als langsam vergiftet zu werden«, erklärte eine von ihnen finster.

Clarke sah die Sache ähnlich, behielt ihre Meinung aber für sich. Die Spekulationen waren ohnehin müßig, denn schon in ein paar Minuten würden sie wissen, was sie erwartete. Sie schaute lieber aus einem der Fenster, vor dem

jetzt die ersten grauen Wolken auftauchten. Dann begann der Transporter plötzlich heftig zu zittern, und das aufgeregte Geschnatter wurde von lautem Keuchen verdrängt.

»Alles in Ordnung!«, rief Wells, der zum ersten Mal den Mund öffnete, seit die Einstiegs Luke sich geschlossen hatte. »Das sind nur Turbulenzen. Ganz normal beim Eintritt in die Erdatmosphäre.« Doch seine Worte gingen im allgemeinen Geschrei unter.

Das Rütteln wurde stärker, und Clarke hörte ein eigenartiges Summen. Sie wurde so heftig in ihrem Sitz hin und her geschüttelt, dass die Gurte sich schmerzhaft in ihre Haut schnitten. Ein stechender Geruch stieg ihr in die Nase, so stark, dass sie schließlich würgen musste. Erst da sah sie, dass eins der Mädchen vor ihr sich gerade übergeben hatte. Clarke presste die Augenlider zusammen und versuchte ruhig zu bleiben. *Es ist alles gut. Noch eine Minute, dann ist es vorbei.*

Das Summen schwoll zu einem schrillen Heulen an. Clarke riss die Augen wieder auf und sah, dass die Fenster Sprünge bekommen hatten. Die Wolken waren verschwunden, an ihrer Stelle leckten Flammen über die gewölbte Außenhaut des Transporters. Instinktiv riss Clarke die Arme hoch und hielt sie schützend über den Kopf, da regneten schon die ersten glühenden Metallteile auf sie herab und versengten ihren Nacken. Einen Wimpernschlag später brach die Decke mit einem ohrenbetäubenden Knall komplett weg. Es folgte ein dumpfer Aufprall, begleitet von einem lang gezogenen metallischen Kreischen. Greller Schmerz fuhr durch jeden einzelnen Knochen ihres Körpers, dann war alles vorbei.

In der Kabine war es dunkel und still. Rauch quoll aus einem Loch, an dem sich zuvor ein Steuerpult befunden hatte. Der Geruch von geschmolzenem Metall, Schweiß und Blut hing in der Luft. Clarke versuchte, Finger und Zehen zu bewegen. Es tat zwar weh, aber sie schien sich nichts gebrochen zu haben. Schließlich öffnete sie ihren Gurt und stand schwankend auf. Clarke musste sich an einer verschmorten Sitzlehne festhalten, so sehr zitterten ihre Knie.

Schließlich sah sie sich um. Die meisten waren immer noch angegurtet. Ein paar hingen vornübergebeugt in ihren Sitzen oder lagen reglos auf dem Boden. Clarke kniff die Augen zusammen und suchte nach Thalia. Jedes Mal, wenn sie einen weiteren leeren Sitz entdeckte, setzte ihr Herz einen Schlag lang aus. Erst jetzt begriff sie, dass einige bei der Bruchlandung aus dem Transporter geschleudert worden waren. Sie ignorierte den Schmerz, der ihr durch das Bein schoss, humpelte mit zusammengebissenen Zähnen zur Ausstiegsluke und stemmte sich mit aller Kraft dagegen, bis das verdammte Ding endlich aufsprang. Dann taumelte sie ins Freie.

Im ersten Moment nahm sie nur Farben wahr. Blau-, Grün- und Brauntöne, so satt, wie sie es nie für möglich gehalten hätte. Wind kribbelte auf ihrer Haut, und ihre Nase war erfüllt von Gerüchen, die sie nicht einmal ansatzweise beschreiben konnte.

Dann sah sie die Bäume. Es waren Hunderte. Wie zur Begrüßung der Neuankömmlinge reckten sie dem leuchtenden Himmel ihre Äste entgegen. Der Boden um sie herum erstreckte sich schier unendlich in alle Richtungen – min-

destens zehnmal weiter als selbst auf den größten Decks der *Phoenix*. Clarke wurde schwindlig beim Anblick dieser überwältigenden Weite, und sie fühlte sich plötzlich leicht, als könnte sie jeden Moment davonschweben.

Sie nahm undeutlich ein paar Stimmen hinter ihrem Rücken wahr und drehte sich um. Inzwischen waren auch andere aus dem Wrack geklettert. »Es ist wunderschön hier«, flüsterte ein dunkelhäutiges Mädchen und fuhr mit zitternder Hand über die saftig grünen Grashalme.

Ein klein gewachsener, kräftig gebauter Junge machte schwankend die ersten Schritte. Die künstliche Gravitation auf den Schiffen hätte eigentlich genau der auf der Erde entsprechen sollen, aber wie sich herausstellte, hatten die Wissenschaftler sich wohl verschätzt. »Alles bestens«, sagte der Junge schließlich mit einer Mischung aus Verwirrung und Erleichterung in der Stimme. »Wir hätten schon vor Jahren zurückkehren können.«

»Das wissen wir noch nicht«, widersprach das Mädchen. »Nur weil wir atmen können, heißt das noch lange nicht, dass die Luft nicht giftig ist.« Sie drehte sich um und hielt ihm ihr Armband unter die Nase. »Der Rat hat uns die hier nicht zum Spaß anlegen lassen. Sie wollen wissen, was mit uns passiert.«

Ein jüngeres Mädchen stand unschlüssig daneben und zog sich ängstlich den Jackenkragen über den Mund.

»Das brauchst du nicht«, versuchte Clarke das Mädchen zu beruhigen, während sie weiter nach Thalia Ausschau hielt. »Uns wird nichts passieren.« Sie wünschte, sie hätte noch mehr tröstende Worte für die Kleine gehabt, aber nie-

mand wusste, wie verstrahlt die Erde wirklich war. Sie konnten lediglich abwarten und hoffen.

»Wir sind bald zurück«, sagte ihr Vater und streifte eine Anzugjacke über, die Clarke noch nie an ihm gesehen hatte. Sie lag auf dem Sofa und war mit ihrem Tablet beschäftigt. Liebevoll zerzauste er ihr das Haar. »Bleib nicht zu lange draußen. In letzter Zeit überwachen sie die Sperrstunde streng. Irgendein Zwischenfall auf der *Walden*, glaube ich.«

»Ich werde heute gar nicht mehr rausgehen«, erwiderte Clarke. Sie deutete auf ihre nackten Füße und die OP-Saal-Hosen, die sie zum Schlafen trug. Für einen der berühmtesten Wissenschaftler in der gesamten Kolonie verfügte ihr Vater über eine erstaunlich schlechte Beobachtungsgabe. Hätte sie ihm gesagt, dass Arztkittel unter Sechzehnjährigen gerade *die* Ausgehmode waren, hätte er es wahrscheinlich geglaubt.

»Wie auch immer. Am besten, du hältst dich vom Labor fern«, fügte er betont beiläufig hinzu, als wäre ihm der Gedanke eben erst gekommen. Doch in Wahrheit sagte er das etwa fünfmal am Tag, seit sie in die neue Wohneinheit gezogen waren. Da ihre Eltern die Versuchsreihen zu ihrem neuen Projekt rund um die Uhr überwachen mussten, hatte der Rat ihrem Antrag auf eine neue Unterkunft mit eigenem Labor stattgegeben.

»Versprochen«, erwiderte Clarke etwas zu schnell.

»Es ist einfach besser, wenn du dem radioaktiven Material nicht zu nahe kommst«, rief ihre Mutter, die sich gerade vor dem Spiegel das Haar zurechtmachte. »Vor allem ohne Schutzkleidung.«

Clarke wiederholte ihr Versprechen, dann konnte sie sich

endlich wieder ihrem Tablet widmen. Sie fragte sich, was Glass und ihre anderen Freundinnen wohl sagen würden, wenn sie wüssten, dass sie den Freitagabend damit verbrachte, einen Aufsatz zu schreiben. Normalerweise interessierte sie sich kein bisschen für die Literatur der Erde, aber die letzte Hausaufgabe hatte ihr Interesse geweckt. Statt einen weiteren langweiligen Aufsatz über die Veränderungen in der prä-apokalyptischen Erdenlyrik zu schreiben, lautete die Aufgabe, die Unterschiede zwischen der Vampir-Begeisterung des neunzehnten und der des einundzwanzigsten Jahrhunderts herauszuarbeiten.

Die Lektüre war hochinteressant, doch irgendwann musste Clarke eingeschlafen sein, denn als sie sich aufsetzte, war das künstliche Tageslicht heruntergedimmt, und der Raum um sie herum lag im Halbdunkel. Sie stand auf und wollte gerade auf ihr Zimmer gehen, als ein eigenartiges Geräusch die Stille um sie herum zerriss.

Clarke blieb wie angewurzelt stehen. Es hatte sich beinahe angehört wie ein Schrei. Sie zwang sich, erst einmal tief durchzuatmen. War wohl doch keine so gute Idee gewesen, direkt vor dem Zubettgehen Vampirgeschichten zu lesen.

Clarke drehte sich um und ging gerade den Flur entlang, als sie wieder etwas hörte – ein Kreischen, das ihr das Blut in den Adern gefrieren ließ.

Hör auf damit, sagte sie zu sich selbst. Solange sie sich von ihrer Wahrnehmung derartige Streiche spielen ließ, würde sie nie eine gute Ärztin werden. Es war nur die Dunkelheit, die ihren Nerven zusetzte. Morgen, wenn es hell wurde, wäre alles wieder normal. Clarke hielt ihre Hand vor den Sensor an ihrer Zimmertür und wollte gerade hineingehen, als sie das Geräusch zum dritten

Mal hörte. Diesmal war es eindeutig. Jemand stöhnte vor Schmerz.

Clarke fuhr herum und schlich mit pochendem Herzen den langen Flur zum Labor entlang. An der Tür befand sich statt des Retinascanners eine Tastatur. Sie befühlte die Tasten und fragte sich kurz, wie das Passwort wohl lauten mochte, dann ging sie in die Hocke und presste ein Ohr an die Tür.

Ein weiteres Geräusch ertönte, und Clarkes Atem stockte. *Das ist unmöglich*, sagte sie sich, doch da war es schon wieder, lauter und deutlicher als zuvor. Es war kein Schmerzenslaut. Es war ein Wort: »*Bitte*.«

Clarke sprang auf und tippte die erste Buchstabenkombination ein, die ihr in den Sinn kam: *Pangaea*. Damit schützte ihre Mutter alle vertraulichen Daten. Sie hörte einen schrillen Piepton, und eine Fehlermeldung erschien auf dem Bildschirm. Als Nächstes versuchte sie es mit *Elysium*. Das war der Name der unterirdischen Stadt, in der die Überlebenden nach der Stunde Null Zuflucht gesucht hatten. Jedes Kind kannte den Namen aus den Gutenachtgeschichten seiner Eltern. Wieder eine Fehlermeldung.

Clarkes Finger schwebten unentschlossen über dem Tastenfeld, und ihre Gedanken begannen zu rasen, während sie verzweifelt in ihrer Erinnerung kramte. *Lucy*. So hatten Archäologen die älteste Hominidin getauft, die je auf der Erde gefunden worden war. Clarke tippte die vier Buchstaben ein und wartete. Drei tiefe Töne erklangen, dann glitt die Tür zur Seite.

Das Labor war viel größer, als sie erwartet hatte, größer noch als die gesamte Wohneinheit. Überall standen medizinische Überwachungsgeräte, dazwischen schmale Betten. Es war wie in

einem Krankenhaus. Dann entdeckte sie die Kinder. Die meisten schliefen, und die wenigen, die wach waren, beschäftigten sich mit den Tablets auf ihren Schößen. Nur ein kleines Mädchen saß neben seinem Bett auf dem Boden und spielte mit einem zerupften Teddybär, während aus einem Infusionsbeutel Medikamente in ihre Armvene tropften.

Clarke versuchte fieberhaft zu begreifen, was sie da sah. Die Kinder waren offensichtlich krank und mussten rund um die Uhr versorgt werden. Vielleicht litten sie an einer seltenen Infektion, die nur Clarkes Mutter heilen konnte. Oder ihr Vater stand kurz davor, ein neues Mittel dagegen zu entwickeln. Wahrscheinlich hatten ihre Eltern nichts davon erzählt, um Clarke vor ihrer eigenen Neugier zu schützen. Wahrscheinlich war die Krankheit hoch ansteckend.

Da ertönte wieder der Schrei, den sie zuvor auf dem Flur gehört hatte, diesmal klar und deutlich. Clarke folgte dem Geräusch zu einem Bett am anderen Ende des Labors. Ein Mädchen, etwa in Clarkes Alter und damit eine der Ältesten im Raum, lag darin, das dunkelblonde Haar umrahmte ihr rundliches Gesicht auf dem Kissen. Einen Moment lang starrte sie Clarke nur an.

»Bitte«, sagte sie schließlich mit zitternder Stimme. »Hilf mir.«

Clarke warf einen Blick auf den Überwachungsmonitor neben ihrem Bett. »Testperson 121« stand darauf. »Wie heißt du?«, fragte sie.

»Lilly.«

Clarke war unsicher, wie sie sich verhalten sollte, doch als Lilly ein Stück zur Seite rutschte, setzte sie sich auf die Bettkante. Sie hatte ihre medizinische Ausbildung gerade erst begonnen und noch keinen Patientenkontakt gehabt, aber sie wusste, dass

menschliche Zuwendung von größter Wichtigkeit war. »Du kommst sicher bald wieder nach Hause«, versuchte sie das Mädchen zu trösten. »Wenn du erst wieder gesund bist.«

Das Mädchen zog schluchzend die Knie an die Brust und murmelte etwas Unverständliches.

»Was hast du gerade gesagt?« Clarke blickte über die Schulter und fragte sich, wer sich wohl um diese Kinder kümmerte, wenn ihre Eltern nicht da waren. Sie konnte niemanden entdecken. Wenn auch nur irgendetwas passierte, wären sie vollkommen hilflos.

Lilly hob den Kopf, schaute Clarke aber nicht an. Ihre Tränen waren versiegt und ließen eine beängstigende Leere in ihrem Blick zurück. Eine Weile kaute sie stumm auf ihrer Unterlippe herum, dann flüsterte sie: »Niemand wird hier wieder gesund.«

Clarke unterdrückte ein Schaudern. Krankheiten traten in der Kolonie nur sehr selten auf. Seit dem letzten Ausbruch und den anschließenden Quarantänemaßnahmen auf der *Walden* hatte es nicht eine einzige Epidemie mehr gegeben. Clarke sah sich um und suchte nach Hinweisen, welche Krankheit ihre Eltern hier behandelten, da entdeckte sie einen großen Bildschirm an einer der Wände. *Testperson 32. Alter 7. Tag 189. 3,4 Gy. Erythrozyten. Leukozyten. Respiration. Testperson 33. Alter 11. Tag 289. 6,4 Gy. Erythrozyten. Leukozyten. Respiration.*

Zuerst machte Clarke sich nichts aus den Daten. Es war nur logisch, dass ihre Eltern die Vitalfunktionen der Kinder überwachten. Außer vielleicht, dass Gy keine Vitalfunktion war. Die Buchstabenkombination stand für *Gray*, eine Strahlungseinheit. Clarke wusste das, weil ihre Eltern angesichts des großen Zukunftsziels der Kolonie, eines Tages auf die Erde zurückzukehren,

schon seit Jahren die Auswirkungen radioaktiver Strahlung erforschten.

Sie betrachtete Lillys blasses Gesicht und versuchte, den schrecklichen Gedanken zurückzudrängen, der sich aus irgendeinem dunklen Winkel in ihr Bewusstsein schlich. Ihre Schlussfolgerung war so offensichtlich, dass sie jeden Widerstand erdrosselte und keinen anderen Gedanken mehr zuließ außer der Wahrheit, die so entsetzlich war, dass Clarke würgen musste.

Die Forschungen ihrer Eltern beschränkten sich nicht mehr nur auf Zellkulturen. Sie waren zu Menschenversuchen übergegangen. Ihr Ziel war gar nicht, diese Kinder zu heilen. Sie brachten sie um.

Sie waren auf einer L-förmigen Lichtung gelandet. Die meisten waren nur leicht verletzt, trotzdem gab es genug Arbeit für Clarke. Beinahe eine ganze Stunde verbrachte sie damit, aus zerrissenen Jackenärmeln und Hosenbeinen provisorische Druckverbände zu fertigen und anzulegen. Die wenigen, die Knochenbrüche hatten, wies sie an, so lange ruhig liegen zu bleiben, bis sie geeignetes Material gefunden hatte, aus dem sie Schienen herstellen konnte. Die Ausrüstung, die bei der Bruchlandung aus dem Transporter geschleudert worden war, lag über die gesamte Lichtung verstreut, und alle Versuche, den medizinischen Notfallkoffer zu finden, waren erfolglos geblieben.

Der zerstörte Transporter lag auf dem kurzen Ende der Lichtung. Während der ersten fünfzehn Minuten hatten die Passagiere nur um das schwelende Wrack herumgestanden, unfähig, etwas anderes zu tun, als ein paar unsichere Schritte

in der neuen Welt zu wagen. Doch mittlerweile hatten sich alle einigermaßen beruhigt. Clarke hatte weder Thalia noch Wells irgendwo entdecken können. Sie war nicht sicher, ob sie deshalb besorgt oder erleichtert sein sollte. Vielleicht war Wells bei Glass. Clarke hatte sie zwar nicht gesehen, aber sie musste an Bord gewesen sein.

»Wie fühlt sich das an?«, fragte Clarke und wandte sich wieder dem geschwellenen Fußgelenk des hübschen Mädchens mit den großen Augen und dem zerfransten roten Band im dunklen Haar zu.

»Besser.« Das Mädchen wischte sich mit der Hand über die Nase und verteilte dabei unabsichtlich das Blut aus einer kleinen Schnittwunde quer über ihr Gesicht. Clarke musste ordentliches Verbandsmaterial und Desinfektionsmittel auf-treiben. Hier gab es zahllose Keime, denen sie noch nie aus-gesetzt gewesen waren. Das Infektionsrisiko war enorm hoch.

»Bin gleich wieder da.« Clarke warf dem Mädchen ein kurzes Lächeln zu und stand auf. Wenn der Notfallkoffer nicht hier auf der Lichtung lag, war er vielleicht noch im Transporter. Sie eilte zurück zu den rauchenden Trümmern und suchte nach einem möglichst ungefährlichen Weg, ins Innere zu gelangen. Auf dieser Seite der Lichtung wuchsen die Bäume so dicht, dass die Blätter den Großteil des Sonnenlichts abhielten und filigrane Schattenmuster auf den grasbewachsenen Boden warfen, die sich jedes Mal ver-änderten, wenn der Wind darüber hinwegblies.

Mitten in diesem Tanz aus Schwarz und Grün entdeckte Clarke einen regungslosen Umriss. Es war ein Mädchen, das

mit dem Rücken an einem Baum lehnte. Sie musste bei der Bruchlandung aus dem Transporter geschleudert worden sein. Clarke rannte los und spürte ein Schluchzen in sich aufsteigen, als sie die kurzen Locken und die Sommersprossen auf dem Nasenrücken des Mädchens sah. Es war Thalia.

Clarke sank neben ihrer Freundin auf die Knie. Blut quoll aus einer Wunde zwischen ihren Rippen und färbte das Gras dunkelrot, als wäre es die Erde selbst, die blutete. Thalia lebte noch, aber ihre Atemzüge waren flach und abgehackt. »Du kommst wieder in Ordnung«, flüsterte Clarke und umklammerte Thalias schlaffe Hand. »Ich schwöre dir, Thalia, du kommst wieder in Ordnung.« Ihre Worte klangen eher wie ein Stoßgebet als wie ein Versprechen, auch wenn Clarke nicht einmal wusste, zu wem sie überhaupt betete. Die Menschen hatten die Erde während ihrer dunkelsten Stunde im Stich gelassen. Sie würde sich einen Dreck darum scheeren, wie viele beim Versuch der Rückkehr starben.



Wells

Es war später Nachmittag, und Wells zitterte. In den wenigen Stunden seit ihrer Ankunft war es merklich kühler geworden. Er ignorierte die abschätzigen Blicke der Arcadier links und rechts von ihm und beugte sich näher zum Lagerfeuer. Während seines Arrests hatte er beim Einschlafen immer davon geträumt, mit Clarke zur Erde zu fliegen. Doch statt Hand in Hand mit ihr die Wunder des Planeten zu erkunden, hatte er den Tag damit verbracht, die versengten Überreste des Transporters nach etwas Brauchbarem zu durchsuchen. Im Moment versuchte er zu vergessen, wie Clarke ihn angeschaut hatte, als sie ihn entdeckte. Er hatte nicht erwartet, dass sie ihm um den Hals fallen würde, aber die nackte Verachtung in ihren Augen hatte ihn völlig unvorbereitet getroffen.

»Glaubst du, dein Vater hat den Löffel schon abgegeben?«, fragte ein Waldener, der ein paar Jahre jünger war als Wells.

Die anderen kicherten, und Wells spürte einen Stich in der Brust, zwang sich aber, ruhig zu bleiben. Er hätte den kleinen Trottler fertigmachen können, ohne auch nur einen Tropfen Schweiß dabei zu vergießen. Immerhin war er während seiner Offiziersausbildung der unumstrittene Nahkampf-Champion gewesen. Doch hier hatte er es mit fünf- undneunzig potenziellen Gegnern zu tun – sechsundneunzig, wenn er Clarke mitzählte.

Als sie an Bord des Transporters gegangen waren, war er bestürzt gewesen, weil er Glass nirgendwo entdecken konnte. Alle auf der *Phoenix* waren schockiert gewesen, als Glass kurz nach Clarkes Verhaftung ebenfalls unter Arrest gestellt wurde, und sein Vater rückte einfach nicht damit heraus, was sie getan hatte, egal wie oft Wells nachfragte. Jetzt wünschte er sich, er wüsste, warum sie nicht mit auf die Erde geschickt worden war. Er versuchte sich einzureden, sie sei vielleicht doch noch begnadigt worden, aber das Wahrscheinlichste war, dass sie nach wie vor in ihrer Arrestzelle saß und die immer schneller verstreichenden Tage bis zu ihrem achtzehnten Geburtstag zählte. Der Gedanke daran drehte ihm den Magen um.

»Ob unser Juniorkanzler wohl glaubt, dass er beim Essenverteilen als Erster drankommt?«, fragte ein Arcadier in die entstandene Stille. Seine Taschen quollen nur so über von den Rationsbeuteln, die er während des Chaos aufgesammelt hatte, das nach der Bruchlandung ausgebrochen war. Nach dem zu urteilen, was Wells bisher gesehen hatte, hatte man ihnen Proviant für weniger als einen Monat mitgegeben, und diese spärlichen Vorräte würden schnell

schwinden, falls die anderen weiter alles horteten, was sie in die Finger bekamen. Aber das konnte nicht sein. Irgendwo musste es noch weitere Vorräte geben. Früher oder später würden sie den Container finden.

»Oder dass wir ihm jeden Abend sein Bettchen machen«, fügte ein zierliches Mädchen mit einer Narbe auf der Stirn hinzu.

Wells ignorierte die Bemerkungen und schaute hinauf in den endlosen, dunkelblauen Himmel. Der Anblick war einfach umwerfend. Wells hatte Fotos gesehen, aber so kräftige Farben hatte er nicht erwartet. Es war ein eigenartiges Gefühl, durch diesen Streifen Blau, der nur aus Gasmolekülen und gebrochenem Licht bestand, von den Sternen und der einzigen Welt, die er je gekannt hatte, getrennt zu sein. Im Herzen trauerte er um die drei Passagiere, die bei der Bruchlandung gestorben waren und dieses Wunder nicht mehr hatten sehen können. Ihre Leichen lagen auf der anderen Seite des Transporters.

»Sein Bett?«, schnaubte ein anderer. »Hat irgendjemand Betten gesehen?«

»Aber wo sollen wir dann schlafen?«, fragte das Mädchen mit der Narbe und sah sich um, als müsste jeden Moment wie von Zauberhand ein Schlafsaal auftauchen.

Wells räusperte sich. »Wir haben Zelte. Wir müssen nur die restlichen Container durchsuchen, bis wir alles gefunden haben. In der Zwischenzeit sollten ein paar Leute nach Wasser suchen, damit wir wissen, wo wir unser Lager am besten aufschlagen.«

Das Mädchen blickte mit demonstrativ weit aufgerissenen

Augen in die Runde. »Dieser Platz hier scheint mir so gut wie jeder andere.«

Wieder lachten einige, aber Wells blieb ruhig. »Die Sache ist die: Wenn wir einen Fluss oder einen See in der Nähe haben, ist es um einiges einfacher ...«

»Da habe ich ja gerade noch mal Glück gehabt«, schnitt ihm eine tiefe Stimme das Wort ab. »Um ein Haar hätte ich die Ansprache verpasst.«

Wells blickte sich um und sah einen Jungen namens Graham ans Feuer kommen. Graham war der Einzige, der außer Clarke und ihm selbst von der *Phoenix* stammte, aber er schien die meisten der Waldener und Arcadier zu kennen, und sie behandelten ihn mit überraschend viel Respekt. Wells dachte lieber nicht darüber nach, womit er sich diesen Respekt verdient haben mochte.

»Ich halte keine Ansprache. Ich versuche nur, uns am Leben zu halten.«

Graham hob eine Augenbraue. »Interessant, wenn man bedenkt, dass dein Vater unsere Freunde hat hinrichten lassen. Aber mach dir nichts draus, ich weiß, du bist auf unserer Seite.« Er grinste Wells an. »Bist du doch, oder?«

Wells musterte ihn misstrauisch, dann nickte er knapp. »Klar.«

»Was genau«, fragte Graham mit gespielter Freundlichkeit weiter, »hast du eigentlich getan?«

»Keine besonders höfliche Frage«, erwiderte Wells mit einem – wie er hoffte – verschwörerischen Lächeln.

»Ach, nein?«, erwiderte Graham überrascht. »Ich bitte um Vergebung. Weißt du, wenn man die letzten achthundert-

siebenundvierzig Tage seines Lebens in einer Arrestzelle verbracht hat, vergisst man leicht, wie man auf der *Phoenix* höfliche Konversation betreibt.«

»Achthundertsiebenundvierzig Tage?«, wiederholte Wells.
»Die hast du wohl kaum für Diebstahl bekommen.«

»Nein«, knurrte Graham und baute sich vor Wells auf.
»Habe ich nicht.«

Plötzlich waren alle mucksmäuschenstill. Wells sah, wie einige unbehaglich hin und her rutschten, während andere sich gespannt nach vorn beugten.

»Sondern für Mord«, sagte Graham schließlich und funkelte Wells an.

Wells zuckte mit keiner Wimper. »Tatsächlich?«, erwiderte er unbekümmert. »Wen hast du denn umgebracht?«

Graham lächelte kalt. »Wenn du mich und die anderen hier auch nur ein bisschen kennen würdest, wüsstest du, dass *das* die unhöflichste Frage von allen ist.« Einen Moment lang herrschte eisiges Schweigen. »Aber ich weiß auch so, was du getan hast. Wenn der Sohn des Kanzlers eingebuchtet wird, verbreitet sich diese Nachricht schnell. Wundert mich nicht, dass du es nicht erzählen willst. Aber da wir schon mal hier sind und uns unterhalten, könntest du uns vielleicht verraten, was genau wir hier eigentlich machen. Vielleicht kannst du uns erklären, warum in letzter Zeit so viele unserer Freunde direkt nach dem Wiederaufnahmeverfahren hingerichtet werden.« Graham lächelte immer noch, aber sein Tonfall war leise und drohend. »Und warum jetzt? Wieso hat dein Vater so plötzlich beschlossen, uns auf die Erde zu schicken?«

Mein Vater. Nach all dem Chaos und der Ablenkung war es Wells beinahe gelungen, sich einzureden, der Vorfall auf dem Startdeck – der donnernde Schuss, das Blut, das sich wie eine dunkle Blüte über die Brust seines Vaters ausgebreitet hatte – sei nur ein schrecklicher Traum gewesen.

»Natürlich verrät er es uns nicht«, höhnte Graham. »Nicht wahr, Soldat?«, fügte er mit der Parodie eines Saluts hinzu.

Wells konnte förmlich spüren, wie die Blicke der anderen zwischen ihm und Graham hin und her sprangen. Natürlich wusste er es. Wusste, weshalb so viele an ihrem achtzehnten Geburtstag für Verbrechen hingerichtet wurden, für die sie noch vor ein paar Jahren begnadigt worden wären, und warum Graham und die anderen praktisch ohne Vorbereitung Hals über Kopf auf diese Expedition geschickt worden waren.

Er wusste es besser als jeder andere, denn es war seine Schuld.

»Wann können wir wieder nach Hause?«, fragte ein Junge, der kaum älter als zwölf sein konnte.

Wells war selbst überrascht von dem Mitleid, das er für die Mutter des Jungen verspürte, die keine Ahnung hatte, dass ihr Sohn auf einen Planeten geschossen worden war, den die Menschheit eigentlich für immer aufgegeben hatte. »Wir *sind* zu Hause«, antwortete er mit so viel Überzeugung, wie er aufbringen konnte.

Wenn er es nur oft genug wiederholte, würde er es früher oder später vielleicht sogar selbst glauben.

Um ein Haar hätte Wells das Konzert in diesem Jahr sausen lassen. Eigentlich war es seine Lieblingsveranstaltung, dieser eine Abend, an dem die kostbaren antiken Instrumente aus ihren sauerstofffreien Aufbewahrungsbehältern geholt wurden. Den Musikern, die die meiste Zeit auf Simulatoren übten, dabei zuzusehen, wie sie den Reliquien Noten und Akkorde entlockten, war wie eine Wiederauferstehung. Die Männer und Frauen, die sie einst erschaffen hatten, waren längst tot, aber ihre Instrumente erzeugten immer noch die gleichen erhabenen Melodien wie damals in den nun für immer zerstörten Konzerthallen.

Nur einmal im Jahr erklangen diese Melodien auf der *Phoenix*, doch als Wells den ovalen, von einem kuppelförmigen Panoramafenster überspannten Saal betrat, spürte er nichts als Trauer. Trauer, die sich seit einer Woche immer tiefer in ihn hineinfraß. Normalerweise genoss er den Anblick in vollen Zügen, aber heute kamen ihm die über der verlassenen Erde glitzernden Sterne wie Trauerlichter bei einer Totenwache vor. Seine Mutter hatte Musik geliebt.

Der Saal war voll wie immer – alle waren da. Viele der Frauen trugen stolz ihre neuen Kleider zur Schau. Ein solches Kleid war ein teures und aufreibendes Unterfangen, dessen Ergebnis letztlich von der Qualität der Stoffreste abhing, die man bei der Tauschbörse hatte ergattern können. Wells hatte den Saal kaum betreten, da erhob sich hinter seinem Rücken schon das Getuschel, wissende Blicke verfolgten jeden seiner Schritte.

Wells versuchte, sich auf den Eden-Baum an der Stirnseite des großen Raums zu konzentrieren, nach dem der Saal benannt war und unter dem die Musiker gerade Platz nahmen. Der Legende nach hatte der Setzling die Brände in Nordamerika auf

wundersame Weise überlebt und war kurz vor dem großen Exodus an Bord der *Phoenix* gebracht worden. Mittlerweile reichten seine zierlichen Äste bis zur Decke, und sein Blätterdach tauchte das Orchester in grünlich schimmerndes Licht.

»Ist das der Sohn des Kanzlers?«, fragte eine Frau hinter ihm, und Wells spürte, wie seine ohnehin schon geröteten Wangen noch heißer wurden. Er hatte sich nie an die neugierigen Blicke gewöhnt, die ihm stets folgten wie ein Kometenschweif, aber heute waren sie unerträglich.

Wells machte kehrt und wollte zurück zum Ausgang gehen, da fasste ihn plötzlich jemand am Arm. Er fuhr herum und sah Clarke, die ihn fragend anschaute. »Wo willst du hin?«

Wells lächelte bitter. »Wie es scheint, bin ich heute nicht in Stimmung für das Konzert.«

Clarke musterte ihn einen Moment, dann nahm sie seine Hand. »Bleib. Mir zuliebe«, flüsterte sie und führte ihn zu zwei leeren Plätzen in der hintersten Reihe. »Du musst mir erklären, was sie spielen.«

Mit einem Seufzen ließ Wells sich in den Stuhl sinken. »Bach. Habe ich dir doch schon gesagt«, erwiderte er und blickte sehnsüchtig zum Ausgang.

»Du weißt, was ich meine.« Clarke ließ ihre Finger zwischen seine gleiten. »Erster Satz, zweiter Satz ...« Sie grinste. »Außerdem klatsche ich sonst immer an den falschen Stellen.«

Wells drückte ihre Hand.

Es gab weder eine Ankündigung noch eine einleitende Rede. Das war nicht nötig. Von dem Moment an, da die Musiker ihren Geigen die ersten Töne entlockten, verstummte die Menge ergriffen. Dann kam das Cello, gefolgt von einer Klarinette. Keine

Pauken, aber das spielte keine Rolle, denn für Wells fühlte es sich jedes Mal an, als würde der Herzschlag der zweihundert Zuhörer den Rhythmus vorgeben.

»So habe ich mir immer den Klang eines Sonnenuntergangs vorgestellt«, flüsterte er. Die Worte kamen über seine Lippen, noch bevor er etwas dagegen tun konnte. Er wartete nur darauf, dass Clarke die Augen verdrehen oder ihm zumindest einen verständnislosen Blick zuwerfen würde, aber die Musik hatte auch sie in den Bann geschlagen.

»Ich würde liebend gerne mal einen Sonnenuntergang sehen«, hauchte sie und legte ihm eine Hand auf die Schulter.

Wells fuhr ihr gedankenverloren durch das seidige Haar. »Und ich würde ihn liebend gerne gemeinsam mit dir sehen.« Er beugte sich hinab und küsste sie auf die Stirn. »Was hast du so in ungefähr fünfundsiebzig Jahren vor?«, flüsterte er.

»Mein Gebiss in ein Glas mit Reinigungsflüssigkeit legen«, erwiderte Clarke lächelnd. »Warum?«

»Weil ich gerade eine Idee für unser erstes Date auf der Erde habe.«

Das Licht schwand, und die Gesichter der Umstehenden schimmerten im flackernden Licht des Lagerfeuers.

»Ich weiß, das alles ist seltsam und beängstigend und wahrscheinlich auch ungerecht, aber es gibt einen Grund, warum wir hier sind«, sagte Wells. »Wenn wir überleben, überleben alle.«

Knapp hundert Gesichter wandten sich ihm zu, und einen Moment lang glaubte Wells schon, seine Worte hätten die eisige Verachtung, die sie ihm alle entgegenbrachten, zu-

mindest abgemildert, doch dann meldete sich eine neue Stimme zu Wort.

»Pass auf, was du sagst, Jaha.«

Wells wirbelte herum und sah einen groß gewachsenen Kerl in einer blutbefleckten Uniform. Es war der Junge, der seinen Vater als Geisel genommen hatte, um sich einen Platz auf dem Transporter zu erpressen. »Die Erde fährt gerade erst wieder hoch. Falschen Input kann sie da nicht gebrauchen.«

Wieder lachten sie. Wells spürte Wut in sich aufwallen. Wegen dieses Mistkerls war sein Vater *angeschossen* worden – der Mann, der für das Überleben der gesamten Menschheit verantwortlich war –, und dann hatte er noch die Nerven, sich hinzustellen und *Wells* der Lüge zu bezichtigen!

»Was hast du gerade gesagt?« Wells reckte das Kinn vor und bedachte sein Gegenüber mit dem strengsten Offiziersblick, den er zustande brachte.

»Du sollst aufhören, Mist zu reden. Sag einfach, was du meinst, nämlich dass du uns nicht bei deinem Vater anzeigst, solange wir genau das tun, was du uns sagst.«

Wells' Augen verengten sich. »Dank dir liegt mein Vater jetzt wahrscheinlich auf der Intensivstation.« Wo er hoffentlich versorgt und bald wieder gesund werden wird, fügte er in Gedanken hinzu.

»Wenn er überhaupt noch lebt«, warf Graham lachend ein.

Wells glaubte zu sehen, wie der Junge in der gestohlenen Uniform bei Grahams Worten unwillkürlich zusammenzuckte. Er machte einen Schritt auf Graham zu, da kam ein weiterer Zwischenruf: »Dann bist du also kein Spitzel?«

»Ein Spitzel?« Jetzt war es Wells, der beinahe gelacht hätte.

»Genau das«, bekräftigte der falsche Gardist. »Der uns zusätzlich zu diesen Armbändern ausspioniert. Stimmt doch, oder?«

Wells war überrascht. Hatte ihm jemand die Funktion verraten, oder war er selbst darauf gekommen? Er beschloss, die Frage zu ignorieren, und erwiderte stattdessen: »Um euch zu bespitzeln, hätte er wohl jemand ausgesucht, der weniger auffällt als ich, glaubst du nicht?«

»Über das politische Geschick deines Vaters können wir uns ein anderes Mal unterhalten. Jetzt erklär uns erst mal, was zum Teufel du hier zu suchen hast, wenn du kein Spitzel bist. Und versuch nicht, uns weiszumachen, du wärst im Arrest gewesen.«

»Hört, hört«, sagte Wells gereizt. »Du klast dir eine Uniform, nimmst meinen Vater als Geisel und erpresst dir einen Platz im Transporter. Ich glaube, du bist derjenige, der uns eine Erklärung schuldet.«

Sein Gegenüber fixierte ihn feindselig. »Ich habe getan, was ich tun musste, um meine Schwester zu beschützen.«

»Deine Schwester?« Auf der *Walden* wurden die Bevölkerungsgesetze öfter gebrochen als auf der *Phoenix*, aber Wells hatte noch nie von jemandem gehört, der eine Schwester hatte. Nicht seit der Stunde Null.

»Exakt.« Der Junge verschränkte die Arme vor der Brust und erwiderte Wells' kalten Blick. »Ich frage dich jetzt zum letzten Mal: Was hast du hier zu suchen?«

Wells ging einen Schritt auf den Kerl zu. Er schuldete

niemandem eine Erklärung, schon gar nicht diesem Kriminellen, der wahrscheinlich nicht nur keine Schwester hatte, sondern auch sonst nach Strich und Faden log. Da sah er aus dem Augenwinkel eine Bewegung. Es war Clarke, die von der anderen Seite der Lichtung, wo sie sich um die Verletzten gekümmert hatte, auf die Feuerstelle zukam. »Ich bin aus dem gleichen Grund hier wie du«, sagte er mit einem Seufzen und vergewisserte sich mit einem kurzen Blick, dass Clarke immer noch außer Hörweite war. »Ich habe dafür gesorgt, dass ich unter Arrest gestellt wurde, damit ich jemanden beschützen kann, der mir am Herzen liegt.«

Das brachte den Mob fürs Erste zum Schweigen. Wells drehte sich weg und ging Clarke entgegen. Sollten sie ihm doch hinterherstarren, wenn sie unbedingt wollten.

Das Licht der untergehenden Sonne ließ die hellen Pünktchen in Clarkes Augen golden schimmern. Hier auf der Erde war sie sogar noch schöner als sonst. Als sich ihre Blicke begegneten, lief Wells ein kalter Schauer über den Rücken. Noch vor weniger als einem Jahr hätte er sie nur ansehen müssen, um zu wissen, was sie dachte. Doch jetzt war ihre erstarrte Miene ein Buch mit sieben Siegeln für ihn.

»Was tust du hier?«, fragte sie müde.

Sie steht unter Schock, versuchte Wells sich einzureden, aber so sehr er sich auch anstrengte, es gelang ihm einfach nicht. »Ich bin wegen dir hergekommen«, antwortete er leise.

Clarkes Gesicht veränderte sich. Eine Mischung aus Bedauern, Ärger und Mitleid brach durch die Maske und bohrte sich in Wells' Herz wie ein Pfeil. »Ich wünschte, du

hättest es nicht getan«, sagte sie seufzend und ging an ihm vorbei, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Clarke's Worte raubten ihm die Luft zum Atmen. Ein paar Sekunden lang hatte Wells tatsächlich das Gefühl, er würde ersticken. Da hörte er, wie sich am Lagerfeuer aufgeregtes Gemurmel erhob, und drehte sich widerwillig um.

Alle starrten nach oben. Der Himmel hatte sich in eine Sinfonie aus Farben verwandelt. Dünne orangefarbene Streifen spannten sich über das Blau wie eine Oboe, die sich zu einer Querflöte gesellt. Gelb und Rosa stimmten mit ein und trieben die neue Harmonie auf ein Crescendo zu, während die darunterliegenden Töne immer tiefer und kräftiger wurden. Das Wort *Sonnenuntergang* beschrieb dieses wunderbare Schauspiel nur unzureichend. Zum tausendsten Mal seit ihrer Ankunft dachte Wells, dass alles, was man ihnen über die Erde erzählt hatte, im Angesicht des Originals schlicht verblasste.

Selbst Clarke, die seit der Bruchlandung keine Sekunde still gehalten hatte, blieb wie angewurzelt stehen und schaute ergriffen nach oben. Wells musste die vor Staunen weit aufgerissenen Augen nicht erst sehen, nicht den leicht geöffneten Mund, mit dem sie nun bewunderte, wovon sie stets nur geträumt hatte – wovon *sie beide* stets nur geträumt hatten. Schließlich konnte er den Anblick nicht länger ertragen und drehte sich weg. Der Schmerz in seiner Brust wurde stärker. Es war der erste Sonnenuntergang, den die Menschheit seit dreihundert Jahren zu Gesicht bekam, und er betrachtete ihn allein.

7

Bellamy

Bellamy blinzelte in den Sonnenaufgang. Er hatte immer geglaubt, die alten Dichter hätten übertrieben oder zumindest bessere Drogen genommen als er. Doch er hatte sich getäuscht. Zu sehen, wie der Himmel von Schwarz zu Grau überging und dann in ein Meer aus Farben explodierte, war einfach atemberaubend. Bellamy hatte zwar nicht das Bedürfnis, gleich ein Gedicht darüber zu schreiben, aber seine künstlerische Ader war sowieso noch nie besonders ausgeprägt gewesen.

Er beugte sich zu Octavia hinunter und zog ihr die Decke über die Schultern. Er hatte sie in der Nacht zuvor in einem der Container entdeckt und während des darauffolgenden Streits einem anderen Jungen einen Zahn ausgeschlagen, um sie zu bekommen. Bellamy atmete aus und beobachtete, wie die Wolke aus kondensierter Feuchtigkeit langsam davonschwebte. Hier hielt sie sich viel länger als auf dem Schiff,

wo das Ventilationssystem einem die Luft praktisch aus der Lunge saugte.

Er sah sich auf der Lichtung um. Nachdem diese Clarke bei Octavia nur ein verstauchtes Fußgelenk diagnostiziert hatte, hatte Bellamy seine Schwester an den Rand der Bäume getragen, um dort die Nacht zu verbringen. Er wollte auf Distanz zu den anderen bleiben, bis er herausgefunden hatte, wer unter ihnen ein echter Verbrecher und wer nur zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen war.

Er drückte Octavias Hand. Es war seine Schuld, dass sie im Arrest gelandet war. Seine Schuld, dass sie hier war. Er hätte wissen müssen, dass sie etwas vorhatte. Seit Wochen hatte sie davon erzählt, wie ausgehungert manche Kinder in ihrer Wohneinheit waren. Es war nur eine Frage der Zeit gewesen, wann sie etwas unternehmen würde. Sogar stehen, wenn es sein musste. Seine selbstlose kleine Schwester war zum Tode verurteilt worden, weil sie ein zu großes Herz hatte.

Sein ganzes Leben lang hatte Bellamy sie beschützt, doch diesmal hatte er versagt.

Bellamy hob das Kinn und straffte die Schultern. Er mochte für einen Sechsjährigen groß sein, aber die Leute starrten ihn trotzdem unverhohlen an, als er sich an der Verteilungsstelle allein durch die Menge quetschte. Es war Kindern zwar nicht verboten, allein herzukommen, dennoch war es ein seltener Anblick. Bellamy ging in Gedanken die Liste noch einmal durch, die ihn seine Mutter dreimal hatte wiederholen lassen. *Ballaststoffpulver, zwei Punkte. Glukosepulver, ein Punkt. Getreidepul-*

ver, zwei Punkte. Kartoffelflocken, ein Punkt. Eiweißlaib, drei Punkte.

Die zwei Frauen vor ihm blieben murrend vor etwas Weißem stehen, das aussah wie Hirn. Bellamy verdrehte die Augen und schob sich an ihnen vorbei. Es kümmerte ihn nicht, dass die Erzeugnisse von den Solarfeldern praktisch ausschließlich auf der *Phoenix* landeten. Sollten die Phoenizier doch ihr Gemüse fressen, bis es ihnen aus den Ohren wuchs.

Als er endlich an der Reihe war, breitete er die Hände aus, fing das Ballaststoffpäckchen auf, das der Automat ausspuckte, und klemmte es sich unter den Arm. Bellamy wollte gerade zu den Kartoffelflocken weitergehen, als eine Vitrine voll glänzender, runder Früchte seine Aufmerksamkeit erregte. Normalerweise interessierten ihn Luxuslebensmittel nicht. Bei den schrumpeligen Karotten musste er immer an bräunlich verfärbte Hexenfinger denken, und die getrockneten Pilze sahen für ihn aus wie Zombiehirn. Aber dieses Obst hier leuchtete saftig rot wie das Gesicht seiner Nachbarin Rilla, wenn sie draußen auf den Korridoren *Invasion der Außerirdischen* spielten. Oder gespielt hatten, besser gesagt, denn nach der Verhaftung ihres Vaters war Rilla ins Waisenzentrum gekommen.

Bellamy stellte sich auf die Zehenspitzen und las die Ziffern auf dem Display: elf Punkte. Das war verdammt viel, aber er wollte seiner Mutter eine Freude machen. Seit drei Tagen lag sie nun schon im Bett. Bellamy konnte sich nicht einmal ansatzweise vorstellen, wie man so müde sein konnte.

»Willst du einen?«, fragte eine gereizte Stimme. Bellamy blickte auf und sah eine Frau in grüner Uniform, die ihn anfunkelte. »Dann bestell oder geh weiter.«

Bellamy fühlte Hitze auf seiner Stirn. Am liebsten wäre er weggelaufen, aber dann wurde er wütend, und die Wut war stärker als seine Angst. Von dieser schlecht gelaunten Schrulle würde er sich nicht davon abhalten lassen, seiner Mutter ein Geschenk mitzubringen.

»Ich nehme *zwei*«, sagte er in dem hochnäsigen Tonfall, den seine Mutter auf den Tod nicht ausstehen konnte. *Ich möchte bloß wissen, wo du das herhast*, sagte sie jedes Mal zu ihm, wenn er so sprach. »Und betatschen Sie sie nicht«, fügte Bellamy hinzu.

Die Frau hob eine Augenbraue und schaute hinüber zu den Gardisten, die hinter dem Schalter standen. Niemand auf der *Walden* war gut auf die Garde zu sprechen, aber Bellamys Mutter schien richtiggehend Angst vor ihnen zu haben. In letzter Zeit nahm sie ihn sofort an der Hand, wenn ihnen eine Patrouille entgegenkam, und ging dann mit ihm in die entgegengesetzte Richtung. Ob sie etwas Böses getan hatte? Würden die Gardisten kommen und sie holen, wie sie Rillas Vater geholt hatten? *Nein*, sagte er sich. *Das werde ich nicht zulassen*.

Bellamy nahm die Äpfel und ging damit zum Schalter. Eine Frau las seine Karte ein, starrte einen Moment lang auf die Daten, die über den Schirm flackerten, und schickte ihn schließlich mit einem Achselzucken weiter. Einer der Gardisten musterte ihn kritisch, als er die Verteilungsstelle verließ, aber Bellamy schaute stur geradeaus und zwang sich, ruhig weiterzugehen. Als er endlich draußen war, presste er seine Einkäufe an die Brust und rannte los, zurück zu ihrer Wohneinheit.

Er betrat das Apartment und schloss vorsichtig die Tür hinter sich. Er konnte es gar nicht erwarten, seiner Mutter zu zeigen,

was er ihr mitgebracht hatte. Er schlich ins Wohnzimmer, aber das Licht ging nicht an. War der Sensor etwa immer noch kaputt? Bellamy überkam ein ungutes Gefühl. Seine Mutter hasste es, Reparaturanträge zu stellen, weil sie nicht gerne Fremde in der Wohnung hatte. Aber wie lange wollte sie noch so im Dunkeln ausharren?

»Mom!«, rief er und lief ins Schlafzimmer. »Ich bin wieder da! Ich habe alles bekommen!« Hier funktionierte zwar das Licht, aber das Bett war leer. Bellamy blieb entsetzt stehen. Sie war weg. Sie hatten sie mitgenommen.

Da hörte er ein leises Schlurfen aus der Küche und schluchzte fast vor Erleichterung, dann vor Aufregung. Sie war endlich aufgestanden!

Bellamy rannte in die Küche. Seine Mutter stand mit dem Gesicht zu dem kleinen runden Fenster, das hinaus auf das dunkle Treppenhaus führte. Sie presste sich eine Hand auf den unteren Rücken, als hätte sie starke Schmerzen.

»Mom!«, rief er noch einmal. »Schau, was ich für dich habe.«

Seine Mutter saugte keuchend die Luft ein, drehte sich aber nicht um. »Bellamy«, sagte sie, als wäre er ein Nachbar, der unerwartet auf einen Besuch vorbeikam. »Du bist wieder da. Leg die Sachen auf den Tisch und geh in dein Zimmer. Ich komme gleich.«

Bellamy war entsetzlich enttäuscht, und seine Beine wurden schwer wie Blei. Er wollte dabei sein, wenn seine Mutter das Obst entdeckte, wollte ihr überraschtes Gesicht sehen. »Schau!« Er hielt seine Schätze hoch und fragte sich, ob seine Mutter überhaupt erkennen konnte, was sich da in dem dunklen, staubigen Fensterglas spiegelte.

Sie drehte den Kopf ein Stück und kniff die Augen zusammen. »Was ist das?«, murmelte sie. »Äpfel?« Dann presste sie die Lippen zusammen und rieb sich die Schläfen wie jedes Mal, wenn sie von der Arbeit nach Hause kam und ihr schlecht wurde. »Wie viel haben die ... Egal. Geh einfach in dein Zimmer, okay?«

Bellamys Hände schwitzten, als er seine Einkäufe auf dem Tisch neben der Tür abstellte. Hatte er etwas falsch gemacht?

Das Licht über der Tür flackerte und ging aus. »Verdammt noch mal«, fluchte seine Mutter leise und schaute hinauf zur Decke. »Bellamy, jetzt«, fügte sie wütend hinzu. Zumindest glaubte Bellamy, dass sie es war, aber die Stimme, die da durch die Dunkelheit hallte, klang irgendwie nicht mehr nach seiner Mutter.

Bellamy schlich davon und riskierte noch einen letzten Blick über die Schulter. Seine Mutter sah nicht einmal mehr aus wie sie selbst. Sie hatte sich ein Stück zur Seite gedreht, ihr Bauch wölbte sich, rund und riesig, als hätte sie etwas unter ihrem Oberteil versteckt. Bellamy blinzelte und sagte sich, dass seine Augen ihm wohl gerade einen Streich spielten, dann ging er leise auf sein Zimmer. Das eiskalte Kribbeln in seinem Nacken ignorierte er.

»Wie geht es ihr?«

Bellamy blickte auf und sah Clarke neben sich stehen. Ihr Blick sprang nervös zwischen ihm und Octavia hin und her. »Ich glaube, gut«, sagte er mit einem Nicken.

»Schön.« Sie zog die leicht versengten Brauen nach oben. »Es wäre nämlich ein Jammer, wenn du deine Drohung von gestern wahr machen würdest.«

»Was habe ich denn gesagt?«

»Dass du den Planeten und alle darauf in die Luft jagen wirst, wenn ich deine Schwester nicht rette.«

Bellamy lachte. »Wie gut, dass nur der Knöchel verstaucht war.« Er neigte den Kopf zur Seite und musterte Clarkes Gesicht. Ihre Lider waren violett unterlaufen vor Erschöpfung, was das Grün ihrer Augen nur umso stärker hervortreten ließ. Plötzlich hatte er ein schlechtes Gewissen, weil er sie am Abend zuvor so herablassend behandelt hatte. Für ihn war sie nur ein typisches egozentrisches Mädchen von der *Phoenix* gewesen, das Ärztin werden wollte, um auf Partys damit anzugeben. Aber die Anstrengung in ihrem zarten Gesicht und das verkrustete Blut in ihrem rotgoldenen Haar zeigten überdeutlich, dass sie sich seit ihrer Ankunft nicht eine Sekunde Pause gegönnt hatte.

»Warum«, fragte Bellamy und dachte an die Szene am Lagerfeuer, als Clarke Wells einfach hatte stehen lassen, »hast du unseren kleinen Juniorkanzler gestern so harsch abblitzen lassen?«

Clarke musterte ihn mit einer Mischung aus Schock und Entrüstung. Einen Moment lang glaubte er, sie würde ihm eine Ohrfeige verpassen, doch sie schüttelte nur den Kopf. »Geht dich nichts an.«

»Bist du mit ihm zusammen?«, bohrte er weiter.

»Nein«, erwiderte Clarke knapp. Dann lächelte sie. »Wieso interessiert dich das?«

»Ich mache nur eine kleine Umfrage. Über den Beziehungsstatus aller hübschen Mädchen hier auf der Erde.«

Clarke verdrehte die Augen, dann wanderte ihr Blick

zurück zu Octavia, und alle Leichtigkeit verschwand aus ihrem Gesicht.

»Was ist?« Bellamy schaute zwischen Clarke und seiner Schwester hin und her.

»Nichts«, antwortete Clarke hastig. »Ich wünschte nur, ich hätte Desinfektionsmittel für diesen Schnitt auf ihrer Stirn. Und ein paar von den anderen werden Antibiotika brauchen.«

»Dann haben wir also überhaupt keine Medikamente?«, fragte Bellamy.

Clarke sah ihn verwirrt an. »Ich glaube, die medizinische Ausrüstung haben wir bei der Bruchlandung verloren. Aber das ist kein Problem«, fügte sie schnell hinzu – zu schnell, um die offensichtliche Lüge hinter einer sorglosen Miene verstecken zu können. »Zumindest im Moment nicht. Der menschliche Körper hat erstaunliche Selbstheilungskräfte ...« Ihr Blick fiel auf Bellamys blutbefleckte Uniform, und sie verstummte.

Bellamy zog die Mundwinkel nach unten und schaute an sich herab. Ob Clarke wohl gerade an den Kanzler dachte? Er hoffte inständig, dass Jaha überlebt hatte, denn an seinen Händen klebte auch so schon genug Blut. Trotzdem spielte es wohl keine Rolle. Mit dem nächsten Transporter würde der Rat so oder so jemanden schicken, der den Auftrag hatte, Bellamy auf der Stelle zu exekutieren. Ganz egal, ob der Schuss auf Jaha nun ein Unfall gewesen war oder nicht. Sobald Octavia wieder laufen konnte, würde er mit ihr von hier verschwinden. Ein paar Tage durch die Wildnis wandern, genügend Abstand zwischen sich und die anderen

bringen und dann ein Fleckchen finden, wo sie bleiben konnten. Nicht umsonst war er monatelang all die alten Survival-Guides durchgegangen, die er auf Deck B gefunden hatte. Er war bereit, egal, was sie erwartete. Schlimmer als die Ankunft des nächsten Transporters konnte es kaum sein.

»Wann kann sie wieder gehen?«, fragte er.

»Das ist eine ziemlich üble Verstauchung, aber ich würde sagen, in ein paar Tagen. In einer Woche oder zwei ist es vollständig verheilt.«

»Könnte es auch schneller gehen?«

Clarke neigte den Kopf und schenkte Bellamy ein kleines Lächeln, das ihn einen Moment lang vergessen ließ, dass er mit neunundneunzig jugendlichen Straftätern auf einem möglicherweise verstrahlten Planeten festsaß. »Wozu die Eile?«, hakte sie nach.

Doch noch bevor er etwas erwidern konnte, rief jemand Clarkes Namen, und sie verschwand.

Bellamy atmete tief durch, und zu seiner Überraschung ging es ihm danach besser – er fühlte sich klarer im Kopf, irgendwie wacher. Die Luft hier mochte giftig sein, aber bei jedem tiefen Atemzug spürte Bellamy etwas Besonderes, das er nicht benennen konnte. Ähnlich wie ein Mädchen, das einem nie in die Augen schaut, aber immer so nah an einem vorbeigeht, dass man ihr Parfüm riechen kann.

Er ging ein Stück auf den Waldrand zu und betrachtete die Bäume. Er hätte gern einen besseren Blick gehabt, wollte sich aber nicht zu weit von seiner Schwester entfernen. Bellamy konnte nicht sagen, von welcher Sorte sie waren. Das einzige Buch über die Pflanzen der Erde, das er hatte

finden können, behandelte die Flora von Afrika. Laut Wells' Auskunft waren sie aber an der Ostküste des Kontinents, auf dem sich einmal die Vereinigten Staaten von Amerika befunden hatten.

Bellamy hörte einen Zweig knacken und fuhr herum. Ein Mädchen mit einem schmalen Gesicht und strähnigem Haar kam auf ihn zu. »Brauchst du irgendwas?«, fragte er.

»Wells sagt, alle, die laufen können, sollen Holz sammeln.«

Bellamy spürte Ärger in sich aufwallen und lächelte schwach. »Ich glaube kaum, dass Wells irgendjemandem Befehle erteilen kann. Ich bleibe hier und kümmere mich um meinen eigenen Kram, wenn es dir nichts ausmacht.«

Das Mädchen trat von einem Fuß auf den anderen und schaute unsicher über die Schulter.

»Verzieh dich.« Bellamy bekräftigte seine Worte mit einem energischen Winken und beobachtete zufrieden, wie das Mädchen sich trollte. Als sie weg war, legte er den Kopf in den Nacken und schaute hinauf in den Himmel, saugte das endlose Blau in sich ein, das sich über ihm erstreckte. Es war vollkommen egal, wo sie sich befanden. Jeder Ort auf diesem Planeten war tausendmal besser als die Welt, die er und Octavia hinter sich gelassen hatten.

Zum ersten Mal im Leben fühlte Bellamy sich frei.

8

Glass

Den Rest der Nacht verbrachte Glass auf der Couch und war dankbar, dass Camille nicht nachfragte, warum sie sich weigerte, in Carters ehemaligem Zimmer zu schlafen. Sie hatten sich darauf geeinigt, dass es das Beste war, wenn Glass sich bis zum Schichtwechsel um 0600 hier versteckte. Danach wurden die Patrouillen wieder weniger.

Die ganze Nacht über hatte sie sich ruhelos hin und her gewälzt. Jedes Mal, wenn sie sich umdrehte, schnitt das Armband in ihre Haut und erinnerte sie schmerzhaft an die Gefahr, in der sie schwebte, während Wells unzählige Kilometer weit weg auf einem Planeten, den seit Jahrhunderten kein Mensch mehr betreten hatte, ums Überleben kämpfte. Er hatte immer davon geträumt, einmal die Erde zu sehen, aber nicht so. Nicht, solange sie möglicherweise noch verstrahlt war. Nicht, nachdem sein Vater direkt vor seinen Augen angeschossen worden war.

Sie konnte gar nicht anders, als an die Decke zu starren und auf jedes noch so kleine Geräusch in der Dunkelheit zu lauschen. Schon beim leisesten Murmeln vor der Tür drehte sich ihr der Magen um. Doch die Stille war noch schlimmer.

Beim ersten Schimmer des künstlichen Tageslichts kam Luke mit Camille erschöpft aus dem Schlafzimmer geschlurft. Offensichtlich hatten auch sie kaum geschlafen. Luke trug bereits seine Zivilkleidung. Camille hatte sich nur eins von seinen alten Unterhemden übergestreift, dessen Saum bei jedem Schritt ihre straffen Oberschenkel streifte. Glass wurde rot und schaute weg.

»Guten Morgen.« Die Förmlichkeit in seiner Stimme ließ Glass zusammenzucken. Das letzte Mal, als sie diese Worte aus seinem Mund hörte, hatten sie in seinem Bett gelegen. Luke hatte sie ihr ins Ohr geflüstert.

»Guten Morgen«, brachte sie heraus und verscheuchte die Erinnerung aus ihren Gedanken.

»Das Armband muss weg.« Luke deutete auf Glass' Handgelenk.

Sie nickte und erhob sich von der Couch, trat nervös hin und her, während Camilles Blick zwischen ihr und Luke hin und her sprang. »Bist du sicher, dass das eine gute Idee ist?«, fragte sie schließlich mit vor der Brust verschränkten Armen. »Was, wenn jemand dich sieht?«

Lukes Miene verfinsterte sich. »Wir haben das doch schon besprochen.« Seine Stimme war leise, aber Glass hörte die Frustration darin. »Wenn wir ihr nicht helfen, werden sie sie töten. Es ist das einzig Richtige.«

Das Richtige, dachte Glass. Das war also alles, was sie ihm noch bedeutete: ein Menschenleben, das er nicht auf dem Gewissen haben wollte.

»Besser sie als du«, erwiderte Camille mit zitternden Lippen.

Luke schmiegte sich an sie und küsste sie auf die Stirn. »Es wird alles gut. Ich bringe sie auf die *Phoenix* und komme dann sofort zurück.«

Camille seufzte und warf Glass ein Hemd und eine Hose zu. »Hier. Ich weiß, das ist nicht das, was ihr auf der *Phoenix* normalerweise tragt, aber darin siehst du zumindest ein bisschen unauffälliger aus. Mit deinem Haarschnitt kommst du als Reinigungsarbeiterin nicht durch.« Sie drückte Lukes Arm und verschwand wieder im Schlafzimmer.

Sie waren allein. Glass stand mit den Kleidungsstücken auf den Armen etwas unbeholfen da, und ein paar Sekunden lang starrten die beiden einander nur an. Bei ihrem letzten Zusammensein hätte sie sich nichts daraus gemacht, sich vor ihm umzuziehen. »Soll ich ...«, begann sie und deutete auf die Tür zu Carters Zimmer.

»Oh.« Luke wurde rot. »Nein, ich ... Ich bin gleich wieder da.« Er ging ins Schlafzimmer, während Glass sich hastig umzog und versuchte, das aufgeregte Geflüster der beiden zu ignorieren. Als Luke zurückkam, trug sie eine weite graue Hose, die ihr lose von der Hüfte hing, dazu ein kratziges blaues T-Shirt.

»Irgendwas stimmt immer noch nicht«, sagte er. »Du siehst zwar nicht mehr aus wie eine Gefangene, aber auch nicht wie eine Waldenerin.«

Glass strich unsicher den Stoff der Hose glatt und fragte sich, ob Luke auf Mädchen stand, zu denen diese Kleidung besser passte.

»An der Kleidung liegt es nicht«, sprach er weiter. »Es sind deine Haare. Die Mädchen hier tragen sie nicht so lang.«

Glass schämte sich ein wenig, dass ihr diese Tatsache noch nie aufgefallen war. »Warum?«

Luke hatte sich bereits umgedreht und wühlte in einem kleinen Schränkchen. »Zu aufwendig. Hier auf der *Walden* sind die Wasserrationen knapper bemessen als bei euch«, antwortete er über die Schulter. Schließlich drehte er sich mit einem triumphierenden Lächeln auf den Lippen und einer alten, fleckigen Mütze in der Hand zu ihr um.

Glass lächelte verhalten. »Danke.« Ihre Finger berührten sich kurz, als sie die Kappe nahm, dann setzte sie sie auf.

»Fast, aber noch nicht ganz«, murmelte Luke und nahm ihr mit der einen Hand die Mütze ab, während er Glass' Haar mit der anderen zu einem Dutt frisierte. »So«, sagte er zufrieden und setzte ihr die Kappe wieder auf.

Die Stille, die darauf folgte, wurde immer länger. Luke streckte die Hand aus, hob eine verirrte Haarsträhne an und klemmte sie hinter Glass' Ohr. Sie spürte seine rauen Fingerkuppen auf ihrem Hals und erwiderte seinen Blick, bis sie es nicht mehr aushielt.

»Fertig?«, fragte Glass, um sie beide aus ihrer Trance zu reißen.

»Ja. Gehen wir«, erwiderte Luke und trat steif zur Seite.

Auf der *Walden* gab es nicht so viele Tageslichtlampen wie

auf der *Phoenix*, weshalb die Korridore trotz der beginnenden Morgendämmerung noch fast komplett dunkel waren. Glass hatte keine Ahnung, wohin er sie brachte. Der Drang, nach seiner Hand zu greifen, war so stark, dass sie die Fäuste ballen musste.

Schließlich blieb Luke vor einer Tür stehen, zog etwas aus seiner Hemdtasche und hielt es vor den Scanner. Als die Tür mit einem Piepsen zur Seite glitt, dachte Glass entsetzt an die Spur aus Log-ins und Zugangscodes, die Luke auf seinem Weg hinterlassen würde. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, was passieren würde, wenn der Rat herausbekam, dass er einer entflohenen Straftäterin geholfen hatte.

Aber es gab keine andere Möglichkeit. Sie wollte sich von ihrer Mutter verabschieden und dann einfach warten, bis die Garde sie aufgriff. Auf keinen Fall würde sie versuchen, Luke wiederzusehen. Sie konnte nicht zulassen, dass er sein Leben für sie riskierte. Nicht nach allem, was sie ihm angetan hatte.

Die Deckenlampen gingen flackernd an und tauchten den Raum in einen schmutzig gelblichen Schimmer. Überall standen Maschinen, die Glass noch nie gesehen hatte.

»Wo sind wir?«, fragte sie, und ihre Stimme hallte von den kahlen Wänden wider.

»Das ist eine der alten Werkstätten. Hier haben sie die Geräte von der Erde repariert, bevor sie ersetzt wurden. Ich habe einen Teil meiner Ausbildung hier absolviert.«

Glass wollte schon fragen, was ein angehender Gardist ausgerechnet hier lernen konnte, besann sich aber eines Besseren. Ihr fiel wieder ein, dass Luke Mechaniker gewesen

war, bevor er in das Ingenieurskorps der Garde aufgenommen wurde. Von diesem Teil seines Lebens hatte er so gut wie nie erzählt, und jetzt schämte sie sich dafür, dass sie nicht von sich aus versucht hatte, mehr darüber herauszufinden. Über ihn. Kein Wunder, dass er sich Camille zugewandt hatte.

Luke stand mit hoch konzentrierter Miene neben einer riesenhaften Maschine und drückte eine Reihe von Knöpfen.

»Was ist das für ein Ding?«, fragte Glass nervös, als der Apparat zu summen begann.

»Ein Laserschneider«, antwortete Luke, ohne aufzublicken.

Glass presste ihr Handgelenk schützend an die Brust. »Ausgeschlossen.«

Luke musterte sie mit einer Mischung aus Belustigung und Ärger. »Keine Diskussionen. Je schneller wir dieses Armband von dir herunterbekommen, desto besser stehen die Chancen, dass du nicht erwischt wirst.«

»Können wir es nicht einfach irgendwie öffnen?«

Luke schüttelte den Kopf. »Wir müssen es aufschneiden.« Als Glass sich nicht von der Stelle rührte, hielt er ihr seufzend die Hand hin. »Komm her.«

Glass krallte sich regelrecht am Boden fest. Während der letzten sechs Monate hatte sie sich Hunderte Male vorgestellt, wie Luke sie zu sich winkte, aber ein tödlicher Apparat war nie Teil dieser Fantasie gewesen.

Luke runzelte die Stirn. »Glass?«

Zögernd ging sie einen Schritt auf ihn zu. Was hatte sie schon zu verlieren? Von Luke die Hand abgeschnitten zu

bekommen war immer noch besser als eine tödliche Injektion von einem Arzt.

Luke tätschelte die Arbeitsfläche in der Mitte des Geräts. »Leg deine Hand hier drauf«, sagte er und betätigte einen Schalter. Die ganze Maschine begann zu vibrieren.

Zitternd legte sie ihre Hand auf das kalte Metall.

»Es wird dir nichts passieren, versprochen«, beschwichtigte Luke. »Halt einfach nur still.«

Glass nickte. Vor Angst brachte sie nicht ein einziges Wort heraus.

Luke nahm noch ein paar letzte Einstellungen vor, dann schwoll das Summen zu einem hochfrequenten Kreischen an. »Bereit?«

Sie schluckte. »Ja.«

Luke legte ihr eine Hand auf den Ellbogen, während er mit der anderen einen Roboterarm bediente. Als Glass einen pulsierenden roten Lichtstrahl herausschießen sah, begann sie am ganzen Körper zu beben, doch Luke hielt sie nur noch fester. »Es wird alles gut«, murmelte er. »Du musst nur still halten.«

Der Lichtstrahl kam näher. Glass spürte die Hitze bereits. Tiefe Konzentrationsfalten traten auf Lukes Stirn, während er den Laser immer dichter heranführte, dann schloss Glass die Augen, bereitete sich auf den stechenden Schmerz vor, auf das letzte Feuern der Nervenbahnen in ihrem Handgelenk, bevor sie für immer durchtrennt wurden.

»Fertig«, hörte sie Luke plötzlich sagen und öffnete die Augen. Das Armband lag in zwei Teilen auf der Arbeitsfläche.

»Danke«, keuchte sie.

»Gern geschehen«, erwiderte er mit einem Lächeln, die Hand immer noch auf ihrem Arm.

Wortlos schlichen sie aus der Werkstatt und machten sich auf den Weg zur Verbindungsbrücke.

»Was ist los?«, flüsterte Luke schließlich, als sie auf eine Treppe einbogen, die schmaler und dunkler war als alle auf der *Phoenix*.

»Nichts.«

Früher hätte Luke jetzt ihr Gesicht in seine Hände genommen und ihr so lange in die Augen geschaut, bis sie lachen musste. »Du bist eine unglaublich schlechte Lügnerin, Rapunzel«, hätte er gesagt, in Anspielung auf das Mädchen aus dem Märchen, dessen Haare jedes Mal, wenn sie log, einen halben Meter länger wurden. Doch diesmal verpuffte die Flunkerei einfach.

»Wie ist es dir so ergangen?«, fragte sie, als sie das Schweigen nicht mehr ertragen konnte.

Luke warf ihr einen skeptischen Blick zu. »Du meinst, abgesehen von der Tatsache, dass das Mädchen, das ich geliebt habe, einfach verschwunden ist und mein bester Freund wegen eines Vergehens hingerichtet wurde, das er gar nicht begangen hat? Ganz gut, würde ich sagen.«

Die Worte trafen sie wie eine Ohrfeige. Sie hatte Luke noch nie so verbittert erlebt.

»Wenigstens hatte ich Camille.«

Glass nickte, doch als sie verstohlen einen Blick in Lukes Richtung warf und sein vertrautes Gesicht sah, spürte sie gleichzeitig Wut in sich aufflammen, scharf und gefährlich

wie ein Messer. Was glaubte er eigentlich, wie sie im Arrest gelandet war? Warum war er nicht überrascht oder wenigstens neugierig? Hielt er sie für einen so schlechten Menschen, dass er ihr tatsächlich ein Verbrechen zutraute?

Als Luke abrupt stehen blieb, knallte Glass gegen ihn und hatte alle Mühe, nicht hinzufallen. »Entschuldigung«, stammelte sie verwirrt.

»Weiß deine Mutter, was passiert ist?«, fragte er.

»Nein. Ich meine, sie weiß, dass ich verhaftet wurde, aber von der Expedition zur Erde konnte sie nichts ahnen.« Die Mission war streng geheim, wie der Kanzler klargestellt hatte. Ihre Eltern würden erst informiert, wenn Gewissheit bestand, dass sie überlebt hatten – oder nie zurückkehren würden.

»Ich finde es gut, dass du sie noch mal sehen willst.«

Glass erwiderte nichts. Sie wusste, dass Luke in diesem Moment an seine eigene Mutter dachte. Sie war gestorben, als er erst zwölf war. Darum war Luke bei seinem damals achtzehnjährigen Nachbarn Carter aufgewachsen.

»Mhm«, sagte sie nur. Glass wollte ihre Mutter unbedingt sehen, aber selbst ohne dieses Armband konnte es nicht lange dauern, bis die Garde sie aufspürte. Was war wichtiger? Sich von ihr verabschieden oder ihr den Schmerz ersparen, mit ansehen zu müssen, wie Glass verhaftet und dem sicheren Tod überantwortet wurde? »Wir müssen weiter.«

Endlich waren sie auf der Brücke, und Glass genoss den Anblick der glitzernden Sterne. Erst nachdem man sie in diese winzige fensterlose Zelle gesperrt hatte, war ihr auf-

gefallen, wie sehr sie die Aussicht von hier geliebt hatte. Sie schaute kurz zu Luke hinüber und fragte sich, ob sie verletzt oder erleichtert darüber sein sollte, dass er den Blick nicht erwiderte.

»Du solltest umkehren«, sagte sie schließlich, als sie das andere Ende und damit den Zugangs- und Kontrollpunkt der *Phoenix* erreicht hatten, der, wie Luke versprochen hatte, unbemannt war. »Ab hier komme ich allein zurecht.«

Luke lächelte schief, und sie sah seine Kiefermuskeln zucken. »Du bist eine verurteilte Verbrecherin auf der Flucht, aber ich bin immer noch nicht gut genug, deine Mutter kennenzulernen?«

»So habe ich das nicht gemeint«, widersprach sie und dachte an die vielen Spuren, die er bereits hinterlassen haben musste. »Es ist zu gefährlich, wenn du mir noch länger hilfst. Ich kann nicht zulassen, dass du für mich dein Leben riskierst. Du hast schon zu viel für mich getan.«

Luke öffnete den Mund, als wollte er etwas sagen, doch er nickte nur. »Na gut.«

Glass verzog die Lippen zu einem Lächeln, zumindest hoffte sie das, und kämpfte ihre Tränen nieder. »Danke für alles.«

Lukes Züge wurden einen Hauch weicher. »Viel Glück, Glass«, sagte er und beugte sich ein Stück heran.

Bevor Glass wusste, was sie tat, hatte sie schon den Kopf in den Nacken gelegt, wie sie es früher in so einer Situation getan hätte, da richtete Luke sich plötzlich auf und wandte das Gesicht ab, als koste es ihn alle Kraft, den Blick von ihr loszureißen. Ohne ein weiteres Wort drehte er sich um

und ging lautlos den Weg zurück, den sie gekommen waren. Glass schaute ihm hinterher. Ihre Lippen sehnten sich nach dem Abschiedskuss, den sie nun nie mehr bekommen würde.

Glass hob die Hand und klopfte leise. Die Tür öffnete sich ein Stück weit, und ihre Mutter Sonja spähte durch den Spalt. Ein Kaleidoskop von Gefühlen spiegelte sich in ihrem Gesicht wider: Überraschung, Freude, Verwirrung und Furcht.

»Glass?«, keuchte sie und streckte die Finger aus, als glaubte sie, einen Geist zu sehen.

Glass ließ sich in ihre Umarmung sinken und saugte glücklich den Geruch ihres vertrauten Parfüms ein.

»Ich hatte nicht mehr geglaubt, dich noch einmal wiederzusehen.« Sonja drückte Glass noch einmal, dann zog sie sie nach drinnen und starrte sie ungläubig an. »Ich habe schon die Tage gezählt«, flüsterte sie. »In drei Wochen ist dein achtzehnter Geburtstag.«

Glass nahm Sonjas klamme Hand und zog sie zum Sofa. »Sie wollten uns auf die Erde schicken«, erklärte sie. »Einhundert Verurteilte. Ich war eine davon.«

»Auf die Erde?«, wiederholte Sonja ganz langsam, als müsse sie das Wort aus der Ferne betrachten, um seine Bedeutung zu verstehen. »O mein Gott!«

»Es gab einen Zwischenfall. Der Kanzler ...« Glass' Gedanken begannen sich zu drehen, als sie an die Szene auf dem Startdeck dachte. Sie schickte ein stummes Gebet zum Himmel, dass Wells nichts passiert war, dass Clarke bei ihm

war und ihn unterstützte. »Ich habe das Chaos genutzt und bin abgehauen«, sprach sie weiter. Die Einzelheiten waren jetzt nicht wichtig. »Ich bin hergekommen, um dir zu sagen, dass ich dich liebe.«

Sonjas Augen wurden immer größer. »Daher kommt also Jahas Schussverletzung. Oh, Glass«, flüsterte sie und schlang ihr die Arme um den Hals.

Draußen auf dem Korridor hallten Schritte wider. Glass zuckte zusammen und blickte erschrocken zwischen der Tür und ihrer Mutter hin und her. »Ich kann nicht lange bleiben«, flüsterte sie und erhob sich zitternd.

»Warte!« Sonja sprang auf und zog ihre Tochter am Arm zurück auf die Couch. »Die Ärzte haben Jaha ins künstliche Koma versetzt. Im Moment ist Vizekanzler Rhodes am Ruder. Du darfst jetzt noch nicht gehen.« Sie verstummte kurz. »Es besteht die Chance, dass du begnadigt wirst. Rhodes ist ein Mann, mit dem man reden kann.« Sonja stand auf und bedachte Glass mit einem Lächeln, das jedoch nicht über die Tränen in ihren Augen hinwegtäuschen konnte. »Warte einfach hier auf mich.«

»Musst du wirklich gehen?«, fragte Glass leise. Sie konnte den Gedanken, sich noch einmal von ihr zu verabschieden, kaum ertragen. Nicht, wenn jeder Abschied der letzte sein konnte.

»Ich bleibe nicht lange weg«, erwiderte Sonja und hauchte ihr einen Kuss auf die Stirn.

Glass beobachtete, wie ihre Mutter eilig etwas Lippenstift auftrug und dann hinaus auf den immer noch menschenleeren Korridor verschwand. Als sie weg war, zog Glass die

Knie an und presste sie mit aller Kraft an die Brust, als müsse sie verhindern, dass ihr Innerstes sich nach außen stülpte.

Glass konnte nicht sagen, wie lange sie geschlafen hatte, und kuschelte sich noch einmal in das Kissen, in dem immer noch der Abdruck ihres Gesichts zu sehen war. In diesem Moment schien es ihr durchaus möglich, dass die vergangenen sechs Monate nur ein böser Traum gewesen waren. Dass sie nicht wegen einer Kleinigkeit in eine Zelle mit zwei Metallpritschen und einer düster vor sich hin brütenden Arcadierin gesperrt worden war, in der Glass' Schluchzer noch wie Gespenster in der Luft hingen, lange nachdem ihre Tränen versiegt waren.

Als sie das nächste Mal die Augen öffnete, saß Sonja neben ihr auf dem Sofa und strich über Glass' verfilztes Haar. »Es ist alles wieder in Ordnung«, sagte sie sanft. »Du wurdest begnadigt.«

Glass fuhr hoch und blinzelte ihre Mutter ungläubig an. »Wie?«, fragte sie und war mit einem Mal hellwach. Der Schock und die Überraschung vertrieben all die Bilder von Luke, die sie noch beim Aufwachen gesehen hatte, aus ihrem Kopf. »Aus welchem Grund?«

»Die Bürger werden unruhig. Im letzten Jahr wurden alle Verurteilten nach dem Wiederaufnahmeverfahren hingerichtet. Das lässt unser Rechtssystem nicht gerade als gerecht erscheinen. Du wirst die erste Ausnahme sein, der Beweis, dass das System immer noch funktioniert und die, die der Gesellschaft etwas geben können, die Chance bekommen, in ihren Schoß zurückzukehren. Es war etwas Überzeugungs-

arbeit nötig, aber schließlich hat der Vizekanzler meine Argumente verstanden.« Sonja verstummte und ließ sich erschöpft, aber erleichtert in die Polster sinken.

»Mom, ich kann nicht ... Ich weiß nicht, wie ... Danke.« Glass fiel keine bessere Erwiderung ein. Lächelnd legte sie den Kopf auf Sonjas Schulter. Sie war also frei. Glass wusste kaum noch, was das Wort bedeutete.

»Du musst dich nicht bei mir bedanken, Liebes. Ich würde alles für dich tun.« Sonja strich eine Haarsträhne über Glass' Ohr glatt und strahlte sie an. »Nur eins darfst du nicht vergessen: Erzähl niemandem von der Expedition zur Erde. Das meine ich ernst.«

»Aber was ist mit den anderen passiert? Geht es Wells gut? Kannst du es herausfinden?«

Ihre Mutter schüttelte den Kopf. »Was dich betrifft, hat es diese Expedition nie gegeben. Das Einzige, was zählt, ist, dass du jetzt in Sicherheit bist. Du hast eine zweite Chance bekommen«, flüsterte sie. »Versprich mir nur, dass du nichts Dummes anstellst.«

»Ich verspreche es«, sagte Glass verwirrt. »Ich verspreche es.«



Clarke

Clarke schlüpfte durch die Klappe des Krankenzelts ins Freie. Obwohl es drinnen keine Fenster gab, hatte sie gespürt, dass der Tag hereinbrach. Der Himmel erstrahlte in einem Meer aus Farben, und die scharfe Luft regte Bereiche in ihrem Gehirn an, von deren Existenz sie nicht einmal etwas geahnt hatte. Clarke wünschte, sie könnte diesen Moment gemeinsam mit den beiden Menschen erleben, die ihre Sehnsucht nach der Erde überhaupt erst angefacht hatten. Doch das war unmöglich.

Ihre Eltern waren tot.

»Guten Morgen.«

Clarkes Nackenmuskeln verkrampften. Es war unfassbar, dass Wells' Stimme für sie einmal der süßeste Klang im gesamten Universum gewesen war. Seinetwegen hatten ihre Eltern sterben müssen. Seinetwegen schwebten sie jetzt durch die Weiten des Alls, trieben immer weiter weg von

allem, was sie einst gekannt und geliebt hatten. In einem Moment der Schwäche hatte Clarke ein Geheimnis ausgeplaudert, das sie nie hätte verraten dürfen. Wells hatte geschworen, keiner Menschenseele davon zu erzählen, und doch war er keine vierundvierzig Stunden später zu seinem Vater gelaufen, so versessen darauf, der perfekte Sohn zu sein, der schillernde Kronprinz der *Phoenix*, dass er das Mädchen, das er angeblich liebte, kaltblütig verriet.

Clarke drehte sich weg. Am liebsten hätte sie sich mit einem Skalpell in der Hand auf ihn gestürzt. Aber sie wollte keine Auseinandersetzung, wollte die unerträgliche Begegnung nicht unnötig in die Länge ziehen.

Sie schob sich an ihm vorbei, aber Wells hielt sie am Arm fest. »Warte. Es dauert nur eine Sekunde. Ich wollte nur ...«

»Fass mich nicht an!«, fauchte Clarke und riss sich los.

Wells taumelte mit vor Schreck geweiteten Augen zurück. »Tut mir leid«, sagte er mit gefasster Stimme, aber Clarke sah den Schmerz in seinem Gesicht. Sie hatte ihm seine Gefühle immer angesehen. Er war ein schlechter Lügner. Deshalb war sie damals auch absolut sicher gewesen, dass er sein Versprechen halten würde. Doch etwas hatte ihn umgestimmt, und ihre Eltern hatten den Preis dafür bezahlt.

Wells rührte sich nicht von der Stelle. »Ich wollte nur nachsehen, ob bei dir alles in Ordnung ist«, sagte er leise. »Heute durchsuchen wir zum letzten Mal die Trümmer. Brauchst du irgendetwas Spezielles für deine Patienten?«

»Ja. Einen sterilen Operationssaal, Infusionsbeutel, einen Ganzkörperscanner, *echte* Ärzte ...«

»Du machst deine Sache hier toll.«

»Ich könnte sie noch toller machen, wenn ich die letzten sechs Monate als medizinische Auszubildende im Krankenhaus verbracht hätte statt im Arrest.«

Diesmal war Wells auf den Angriff vorbereitet gewesen, und seine Miene blieb undurchdringlich.

Der Himmel wurde heller und übergoss die Lichtung mit einem beinahe goldenen Licht, in dem alles aussah, als hätte jemand es über Nacht auf Hochglanz poliert. Das Gras wirkte grüner, winzige Wassertröpfchen glitzerten auf den Halmen. In dem unscheinbaren Gestrüpp ringsum öffneten sich violette Blüten, streckten die langen, zarten Blätter der Sonne entgegen und bewegten sich in der Brise, als tanzten sie zu einer Musik, die nur sie hören konnten.

Wells schien ihre Gedanken gehört zu haben. »Wenn du nicht verhaftet worden wärst, wärst du jetzt nicht hier«, erwiderte er.

Clarke fuhr herum und funkelte ihn an. »Du meinst also, ich sollte auch noch dankbar sein für das, was du getan hast? Ich habe hier Menschen *sterben* sehen. Sie waren noch Kinder! Kinder, die nie hierherkommen wollten, aber sie mussten, weil Arschlöcher wie du sie verraten haben, um sich wichtigzumachen.«

»Das war nicht der Grund«, erwiderte Wells seufzend. »Es tut mir leid, Clarke. Ich kann dir gar nicht sagen, *wie* leid. Aber ich habe es nicht getan, um mich *wichtigzumachen*.« Er wollte einen Schritt auf sie zugehen, überlegte es sich dann aber anders. »Du hast gelitten, schlimm gelitten, und ich wollte dir helfen. Ich konnte es nicht ertragen,

dich so zu sehen. Ich wollte nur, dass dein Schmerz aufhört.«

Die Zärtlichkeit in seiner Stimme drehte Clarke den Magen um. »Sie haben meine Eltern umgebracht«, flüsterte sie und stellte sich die Hinrichtung vor, wie schon so oft zuvor. Ihre Mutter, die sich auf den Einstich der Nadel vorbereitete, ihre Organe, die eins nach dem anderen versagten, bis nur noch das Gehirn funktionierte, und schließlich auch das nicht mehr. Ob ihre Eltern eine Henkersmahlzeit bekommen hatten? Clarkes Herz krampfte sich zusammen, als sie daran dachte, wie der leblose Körper ihres Vaters, aufgebahrt in einer Kapsel, durchs All schwebte, die Finger immer noch rot von den Beeren, die er in seinen letzten Momenten allein verspeist hatte. »Dieser Schmerz wird nie vergehen.«

Sie starrten einander schweigend an, bis sie die Stille körperlich spüren konnten, dann wandte Wells die Augen ab und schaute hinauf zu den Bäumen. Eine Art Musik drang zwischen den Blättern hervor.

»Hörst du das?«, flüsterte er, ohne sie anzusehen.

Das Lied war getragen und fröhlich zugleich, wie ein Klagegesang auf die verblassenden Sterne. Gerade als Clarke schon glaubte, die bittersüße Melodie würde ihr das Herz zerbrechen, steigerte die Musik sich zu einem Crescendo, um die Morgensonne willkommen zu heißen.

Vögel. Echte Vögel! Clarke konnte sie nicht sehen, aber sie wusste, dass sie da waren. Unwillkürlich fragte sie sich, ob die Überlebenden nach der Stunde Null das gleiche Lied gehört hatten, als sie an Bord der Schiffe gingen. Eher ein

Abschiedslied vielleicht? Oder hatten die Vögel damals ein Requiem auf die sterbende Erde angestimmt?

»Das ist unglaublich«, murmelte Wells und schaute Clarke mit einem Lächeln an, das sie vor langer, langer Zeit zuletzt an ihm gesehen hatte.

Clarke erschauerte. Es war, als hätte sie ein Gespenst gesehen, den Geist eines Jungen, dem sie dummerweise ihr Herz geschenkt hatte.

Clarke konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen, als sie Wells draußen unsicher von einem Fuß auf den anderen treten sah. Es machte ihn immer nervös, sie in aller Öffentlichkeit zu küssen, aber seit er seine Offiziersausbildung begonnen hatte, war es noch schlimmer geworden. In Uniform zu knutschen war ihm unangenehm, und das war schade, denn wenn er Uniform trug, hatte Clarke noch viel mehr das Bedürfnis dazu als sonst.

»Bis morgen«, sagte sie und hielt den Daumen vor den Scanner.

»Warte.« Er warf einen schnellen Blick über die Schulter und fasste sie am Arm.

»Wells ...«, seufzte sie und versuchte, sich von ihm zu lösen.
»Ich muss gehen.«

Er grinste nur und verstärkte seinen Griff. »Sind deine Eltern zu Hause?«

»Ja.« Sie deutete auf die Tür. »Ich komme zu spät zum Abendessen.«

Wells schaute sie erwartungsvoll an. Er aß viel lieber bei ihrer Familie, als daheim schweigend seinem Vater gegenüberzusitzen. Aber sie konnte ihn nicht hereinbitten. Nicht heute.

Wells neigte den Kopf ein Stück. »Ich werde mir auch nichts anmerken lassen, ganz egal was dein Vater in die Eiweißpaste gepanscht hat. Ich habe geübt.« Er verzog den Mund zu einem grotesk übertriebenen Grinsen und nickte begeistert. »Wow, das schmeckt hervorragend!«

Clarke presste die Lippen zusammen. »Ich habe etwas mit ihnen zu besprechen.«

Wells wurde wieder ernst. »Was ist los?« Er ließ ihren Arm los und legte ihr eine Hand auf die Wange. »Ist alles in Ordnung?«

»Alles ist gut.« Clarke schaute weg. Sie musste ihre Eltern fragen, was es mit diesen Experimenten auf sich hatte. Sie konnte nicht länger damit warten.

»Na schön«, sagte er schließlich. »Dann also bis morgen?«

Statt sie auf die Wange zu küssen, überraschte Wells sie mit einer innigen Umarmung. Sie spürte seine Lippen auf ihrem Mund, und einen Moment lang vergaß sie alles um sich herum und spürte nur noch die Wärme, die sie durchströmte. Als sie kurz darauf die Tür hinter sich schloss, war das Gefühl wie weggeblasen. Alles, was Clarke jetzt noch empfand, war Angst.

Ihre Eltern saßen auf dem Sofa und blickten auf. »Clarke!«, rief ihre Mutter und ging ihr entgegen. »War das Wells da draußen? Möchte er nicht mit uns ...«

»Nein«, erwiderte Clarke in schärferem Ton, als sie gewollt hatte. »Kannst du dich bitte wieder setzen? Ich muss mit euch reden.« Sie griff sich einen Stuhl und setzte sich ihren Eltern gegenüber. In ihr kämpften zwei übermächtige Gefühle miteinander. Sie zitterte am ganzen Körper. Auf der einen Seite war da diese unbändige Wut, auf der anderen verzweifelnde Hoffnung. Clarke musste wissen, ob ihre Wut gerechtfertigt war. Sie

wünschte sich verzweifelt, dass ihre Eltern es endlich zugaben, und gleichzeitig betete sie, dass sie eine gute Entschuldigung parat hatten.

»Ich hab das Passwort rausgekriegt«, sagte sie unumwunden.
»Ich war im Labor.«

Ihre Mutter ließ sich erschrocken aufs Sofa sinken und atmete tief durch. Clarke glaubte schon, sie würde ihr alles erklären und suche noch nach den richtigen Worten, die alles zum Guten wenden würden. Doch sie flüsterte nur und zwar genau die Worte, vor denen Clarke sich gefürchtet hatte: »Das tut mir leid.«

»Ich bedaure, dass du das sehen musstest«, sagte ihr Vater leise. »Ich weiß, es muss ... ein Schock für dich gewesen sein. Aber sie haben keine Schmerzen. Dafür haben wir gesorgt.«

»Wie könnt ihr so etwas tun?« Die Frage klang vollkommen lächerlich, viel zu banal in Anbetracht der Wut, die sie eigentlich spürte, aber sie war die erste, die Clarke in den Sinn kam. »Ihr experimentiert an Menschen herum. An *Kindern*.« Die Worte laut auszusprechen trieb ihr die Galle hoch.

Ihre Mutter schloss die Augen. »Wir hatten keine Wahl«, murmelte sie. »Wir haben Jahre damit verbracht, die Auswirkungen von Strahlung auf andere Weise zu erforschen, das weißt du. Aber als wir dem Vizekanzler unsere Ergebnisse vorlegten, wurde klar, dass gesicherte Fakten nur durch Menschenversuche zu bekommen waren. Wir glaubten, er würde verstehen, dass das Projekt damit für uns beendet war, doch er bestand darauf, dass wir ...« Sie konnte den Satz nicht zu Ende sprechen, aber Clarke hatte auch so verstanden. »Wir hatten keine Wahl!«

»Es gibt immer eine Wahl«, erwiderte Clarke bebend. »Ihr

hättet Nein sagen können. Ich würde mich lieber *umbringen* lassen, als so etwas zu tun.«

»Er hat gar nicht damit gedroht, uns umzubringen«, sagte ihr Vater unerträglich ruhig.

»Warum habt ihr euch dann überhaupt darauf eingelassen?«, kreischte Clarke beinahe.

»Er hat gesagt, er würde *dich* umbringen.«

Das Vogelgezwitscher verstummte und ließ eine angespannte Stille zurück.

»Wow«, keuchte Wells. »Das war Wahnsinn.« Er schaute immer noch nach oben in die Bäume und tastete mit der Hand nach Clarke, als versuche er, in der Vergangenheit das Mädchen zu finden, das ihn einmal geliebt hatte.

Der Bann war gebrochen. Clarke straffte die Schultern und ging ohne ein weiteres Wort zurück ins Zelt. Drinnen war es so dunkel, dass sie beinahe gestolpert wäre. Sie betrachtete die Verletzten und dachte daran, dass sie den Beinverband eines Jungen wechseln und die verkorkste Naht am Oberschenkel eines Mädchens in Ordnung bringen musste. Sie hatte endlich eine Kiste mit Verbandsmaterial und sterilem Faden gefunden, aber ohne den Medikamentencontainer konnte sie nicht viel ausrichten. Er war immer noch verschwunden. Wahrscheinlich bei der Bruchlandung verbrannt.

Auf einer der Pritschen schlief Thalia einen unruhigen Schlaf. Wenigstens schien der Verband jetzt zu halten. Clarke hatte ihn bereits dreimal gewechselt. Als sie daran zurückdachte, wie sie die hässliche Wunde an Thalias Seite

vernäht hatte, wurde ihr beinahe übel. Sie konnte nur hoffen, dass Thalia sich nicht mehr daran erinnerte. Irgendwann war sie vor Schmerz ohnmächtig geworden. Seitdem verlor sie immer wieder das Bewusstsein. Clarke kniete sich neben ihre Freundin und strich ihr eine verschwitzte Haarsträhne aus dem Gesicht.

»Hey«, flüsterte sie, als Thalia plötzlich die Augen aufschlug. »Wie geht's dir?«

Das Lächeln, das Thalia sich abrang, schien sie unendlich viel Kraft zu kosten. »Spitze«, antwortete sie und zuckte im selben Moment vor Schmerz zusammen.

»Das mit dem Lügen hat schon mal besser funktioniert.«

»Ich habe *nie* gelogen«, krächzte sie mit gespielter Enttäuschung. »Ich habe dem Gardisten nur gesagt, ich hätte Nackenschmerzen und bräuchte ein Extra-Kissen.«

»Und dann hast du ihm auch noch weisgemacht, dass Schwarzmarkt-Whisky das beste Mittel ist, dich davon abzuhalten, im Schlaf zu singen.«

»Genau. Zu schade, dass Lise nicht mitgespielt hat.«

»Und du sowieso nie einen Ton triffst, selbst wenn dein Leben davon abhängen würde.«

»Das war doch gerade der Witz daran!«, protestierte Thalia. »Die Wache von der Nachtschicht hätte alles getan, damit ich nachts die Klappe halte.«

Clarke schüttelte lächelnd den Kopf. »Und ausgerechnet du sagst immer, wir Phoenizierinnen hätten sie nicht alle.« Sie deutete auf Thalias Decke. »Darf ich?«

Thalia nickte, und Clarke schlug den viel zu dünnen Stoff zurück, sorgfältig darauf bedacht, ihren Gesichtsausdruck

möglichst neutral zu halten, während sie den Verband abwickelte. Die Haut um die Wunde herum war rot und angeschwollen. Zwischen den Fäden quoll Eiter hervor. Die Wunde an sich war nicht das Problem. Sie mochte schlimm aussehen, aber in der Krankenstation auf der *Phoenix* hätte man Thalia deswegen nicht einmal dabehalten. Die Infektion war die eigentliche Bedrohung.

»So schlimm?«, fragte Thalia leise.

»Ach was. Sieht gut aus«, log Clarke mit perfekt einstudierter Leichtigkeit und blickte unwillkürlich zu der leeren Pritsche hinüber, auf der ein Junge letzte Nacht die letzten Stunden seines Lebens verbracht hatte.

»Du konntest ihn nicht retten«, flüsterte Thalia einfühlsam.

»Ich weiß.« Clarke seufzte. »Ich wünschte nur, er wäre nicht allein gewesen.«

»War er nicht. Wells war hier.«

»Was?« Clarke war verwirrt.

»Er ist ein paarmal gekommen, um nach mir zu sehen. Ich glaube, beim ersten Mal hat er nur nach dir gesucht, aber als er merkte, wie schlecht es dem Jungen ging ...«

»Wirklich?« Clarke war nicht sicher, wie viel sie auf die Beobachtungen einer Patientin geben konnte, die die meiste Zeit über bewusstlos war.

»Er war es, ganz bestimmt!«, mischte sich eine weitere Stimme ein. Clarke blickte auf und sah Octavia mit einem versonnenen Lächeln auf ihrer Pritsche sitzen. »Es passiert nicht alle Tage, dass Wells Jaha sich zu einem auf die Bettkante setzt.«

Clarke starrte sie ungläubig an. »Woher kennst du Wells überhaupt?«

»Vor ein paar Jahren hat er zusammen mit seinem Vater das Waisenzentrum besucht. Wochenlang haben wir Mädels von nichts anderem mehr gesprochen. Der Typ ist die absolute Supernova.«

Clarke musste lachen über das Wort, das nur die Waldenerinnen benutzten.

»Ich hab ihn gefragt, ob er sich an mich erinnert, und er hat Ja gesagt. Aber ich glaube, er ist einfach zu nett, um mich mit der brutalen Wahrheit zu konfrontieren.« Sie legte sich theatralisch den Handrücken auf die Stirn. »Adieu, meine große Liebe.«

»He, was ist mit mir?« Ein Junge, der so ausgesehen hatte, als schlafe er, schaute Octavia beleidigt an, und sie warf ihm eine Kusshand zu.

Clarke schüttelte kurz den Kopf und konzentrierte sich wieder auf Thalia. Ihr Blick wanderte zwischen dem Gesicht ihrer Freundin und der infizierten Wunde hin und her.

»Es sieht nicht gut aus, oder?«, fragte Thalia kaum hörbar.

»Könnte schlimmer sein.«

»Und du warst im Lügen auch schon mal besser. Was ist los mit dir?« Irgendwie schaffte Thalia es, eine Augenbraue nach oben zu ziehen. »Steigt die Liebe dir zu Kopf?«

Clarke richtete sich ruckartig auf und zog die Hand zurück. »Ich glaube eher, dir steigt das Fieber zu Kopf!« Sie blickte sich vorsichtig nach Octavia um und stellte erleichtert fest, dass sie voll und ganz in ein Gespräch mit dem

Arcadier vertieft war. »Du weißt ganz genau, was er mir angetan hat.« Clarkes Magen krampfte sich zusammen, und sie verstummte kurz. »Was er meinen *Eltern* angetan hat.«

»Klar weiß ich das.« Thalia musterte sie mit einer Mischung aus Verärgerung und Mitleid. »Aber ich weiß auch, was er getan hat, damit er hier bei dir sein kann.« Sie lächelte. »Er liebt dich, Clarke. Auf die Art, wie es sich die meisten Menschen ihr Leben lang vergeblich wünschen.«

Clarke stöhnte. »Dann kann ich nur um deinetwillen hoffen, dass auch dir diese Art von Liebe verwehrt bleiben wird.«

10

Bellamy

Es war verrückt, wie sehr sich die Landschaft innerhalb eines einzigen Tages veränderte. In den Morgenstunden war alles frisch und wie neu, selbst die Luft hatte eine gewisse Schärfe. Doch dann, am Nachmittag, wurde das Licht sanfter, die Farben leuchteten nicht mehr so grell. Das war es, was Bellamy am besten gefiel an der Erde: das Unerwartete und Überraschende. Wie ein Mädchen, aus dem er nicht schlau wurde. Bellamy hatte sich schon immer zu den Undurchschaubaren hingezogen gefühlt.

Irgendwo auf der Lichtung erhob sich Gelächter. Bellamy schaute sich um und sah zwei Mädchen auf einem niedrigen Ast sitzen. Kichernd schlugen sie nach dem Jungen, der gerade versuchte, zu ihnen hinaufzuklettern. Gleich daneben rannten zwei Waldener mit den Schuhen eines Mädchens davon, während die Arcadierin barfuß und kichernd hinter ihnen her durchs feuchte Gras schlitterte. Im ersten Moment

tat es ihm leid, dass Octavia nicht dabei war. Sie hatte in ihrem Leben so wenig Spaß gehabt. Andererseits war es wahrscheinlich besser, wenn sie keine Freundschaften schloss. Sobald ihr Knöchel wieder heil war, würde Bellamy mit ihr für immer von hier verschwinden.

Er riss einen zerknautschten Rationsbeutel auf und quetschte die Hälfte des Inhalts in seinen Mund. Dann wickelte er das Päckchen sorgfältig wieder zusammen und steckte es in die Hosentasche. Nachdem sie die Trümmer komplett durchsucht hatten, war ihre schlimmste Befürchtung zur Gewissheit geworden. Die wenigen Essensrationen, die sie direkt nach der Bruchlandung gefunden hatten, waren alles, was man ihnen mitgegeben hatte. Entweder ging der Rat davon aus, dass sie innerhalb von vier Wochen lernten, sich selbst zu versorgen, oder man wollte, dass sie nicht überlebten.

Graham hatte die meisten gezwungen, alle Päckchen auszuhändigen, die sie gefunden hatten, und sie angeblich einem Arcadier namens Asher übergeben, der sich um die gerechte Verteilung kümmern sollte. Trotzdem gab es bereits einen blühenden Schwarzmarkt. Leute tauschten Essensrationen gegen Decken oder gingen im Austausch gegen ein freies Plätzchen in den überfüllten Zelten in den Wald zum Wasserholen. Wells hatte den halben Tag mit dem erfolglosen Versuch zugebracht, den Rest der Gruppe zu einem klar geregelten System zu überreden. Einige waren zwar durchaus interessiert gewesen, aber Graham hatte schließlich alle zum Schweigen gebracht.

Als das Gelächter plötzlich in Schreie umschlug, sah Bellamy genauer hin.

»Gib das her!«, brüllte einer der Waldener und versuchte, seinem Gegenüber irgendeinen Gegenstand zu entreißen. Bellamy rannte in ihre Richtung, bis er sah, dass es sich um eine Axt handelte. Der eine hielt mit beiden Händen den Griff umklammert, während der andere versuchte, den Kopf zu fassen zu bekommen.

Immer mehr von den anderen kamen herbeigerannt, doch statt die beiden Streithähne zu trennen, liefen sie weiter zu den Bäumen, wo sie alles Mögliche vom Boden auf sammelten: Werkzeuge, noch mehr Äxte, Messer und sogar Speere. Als Bellamy auch Pfeil und Bogen dort liegen sah, lächelte er.

Erst vor ein paar Stunden hatte er Fußabdrücke von einem Tier gefunden, eine gottverdammte Fährte, die in den Wald hineinführte. Seine Entdeckung hatte für große Aufregung gesorgt. Bestimmt dreißig Delinquenten kamen zusammengelaufen und machten allerlei schlaue Bemerkungen wie: »Ich glaube nicht, dass das ein Vogel war«, oder: »Sieht aus, als hätte es vier Beine.« Schließlich hatte Bellamy sie darüber aufgeklärt, dass es sich um Hufspuren handelte. Keine Pranken oder Pfoten, was bedeutete, dass das Tier höchstwahrscheinlich ein Pflanzenfresser war, den sie erlegen und essen konnten. Alles, was noch gefehlt hatte, war eine geeignete Jagdwaffe gewesen. Und jetzt, da ihm das Glück hier auf der Erde zum ersten Mal hold war, hatte er eine. Er hatte zwar nicht vor, immer noch hier zu sein, wenn die Rationen ausgingen, aber es war besser, er ging auf Nummer sicher.

»Hört auf, alle!«, erhob sich eine Stimme über das Ge-

schrei. Es war Wells. »Wir können nicht einfach jeden x-Beliebigen mit einer Waffe rumlaufen lassen. Wir müssen sie einsammeln und sortieren und uns *dann* Gedanken darüber machen, wer eine bekommen sollte und wer nicht.«

Viele schnaubten verächtlich oder schauten Wells zumindest wütend an.

»Der Typ, der den Kanzler als Geisel genommen hat, zum Beispiel«, sprach Wells weiter und deutete auf Bellamy, der sich Pfeil und Bogen bereits über die Schulter gehängt hatte. »Wer weiß, wozu er noch imstande ist. Wollt ihr einem wie *ihm* etwa eine tödliche Waffe anvertrauen?« Wells reckte das Kinn vor. »Ich denke, darüber sollten wir abstimmen.«

Bellamy musste lachen. Für wen hielt dieser Kerl sich eigentlich? Er bückte sich, hob ein Messer vom Boden auf und ging auf Wells zu.

Wells zuckte nicht mit der Wimper, und Bellamy fragte sich, ob er seine Angst nur gut verbarg oder vielleicht doch ein härterer Brocken war, als er dachte. Gerade, als er nahe genug gekommen war, um Wells das Messer in die Brust zu rammen, drehte er es um, sodass der Griff auf Wells zeigte, und drückte ihm die Waffe mit einem Zwinkern in die Hand. »Falls du's noch nicht mitbekommen hast, Schönling: Alle hier sind Verbrecher, jeder Einzelne von uns.«

Noch bevor Wells etwas darauf erwidern konnte, kam Graham herangeschlendert. Sein Blick sprang zwischen Wells und Bellamy hin und her. Etwas schien ihn zu amüsieren. »Diesmal muss ich unserem ehrenwerten Minikanzler ausnahmsweise zustimmen«, sagte er selbstgefällig. »Die Waffen gehören weggesperrt.«

»Was? Und den Schlüssel zum Waffenschrank bekommst natürlich du, nehme ich an«, blaffte Bellamy. Er ließ die Fingerspitzen über den Bogen gleiten. »Vergiss es. Ich will jagen.«

»Kleine, unsichere Mädchen mit schlechtem Geschmack, wie du es auf der *Walden* immer gemacht hast?«, höhnte Graham.

Bellamy schluckte, sagte aber nichts. Graham ernst zu nehmen war reine Zeitverschwendung. Trotzdem spürte er, wie seine Hände sich zu Fäusten ballten.

»Aber vielleicht musst du hier gar nicht mehr auf Mädchenfang gehen«, fuhr Graham fort. »Eine Schwester zu haben kann durchaus von Vorteil sein, schätze ich.«

Mit einem Krachen schlug Bellamys Faust in Grahams Gesicht ein. Graham taumelte rückwärts und war so benommen, dass er auch den zweiten Schlag nicht abwehren konnte. Dann fing er sich wieder und traf Bellamy mit einer harten Geraden am Kinn. Bellamy stürzte sich knurrend auf ihn und warf ihn mit der ganzen Wucht seines Körpers um. Graham landete rücklings im Gras, aber genau in dem Moment, als Bellamy ihm noch einen Tritt verpassen wollte, rollte er zur Seite und holte Bellamy mit einem Beinfeger von den Füßen.

Bellamy schlug wild um sich und versuchte, Graham zu packen, aber es war zu spät – sein Gegner drückte ihn flach auf den Boden und hielt ihm die Spitze eines glänzenden Gegenstands unter die Nase. Es war ein Messer.

»Das reicht!«, schrie Wells, packte Graham am Kragen und riss ihn von Bellamy herunter.

»Was zum Teufel ...?«, bellte Graham und rappelte sich hoch.

Bellamy stützte sich mit schmerzverzerrtem Gesicht auf ein Knie und stand dann langsam auf. Als er seinen Bogen aufhob, warf er Graham einen wütenden Blick zu, doch der war zu sehr damit beschäftigt, Wells anzustarren, um es zu bemerken.

»Nur weil der Kanzler dich jede Nacht ins Bett gebracht hat, hast du hier noch lange nicht das Sagen!«, fauchte Graham. »Es kümmert mich einen Dreck, was dein Daddy dir erzählt hat.«

»Ich habe kein Interesse daran, hier das Sagen zu haben. Ich will nur verhindern, dass wir *sterben*.«

Graham tauschte einen flüchtigen Blick mit Asher. »Wenn das deine größte Sorge ist, dann rate ich dir, dich um deinen eigenen Kram zu kümmern.« Er bückte sich und hob das Messer auf. »Wir wollen doch nicht, dass es einen tragischen Unfall gibt.«

»Wird es auch nicht«, erwiderte Wells gelassen. »Wir werden es hier anders machen.«

»Ach ja?« Graham zog die Augenbrauen nach oben. »Und wieso glaubst du, dass du dabei was mitzureden hast?«

»Weil ich kein Vollidiot bin. Aber wenn du so scharf darauf bist, derjenige zu sein, der nach dreihundert Jahren das erste Blut auf der Erde vergießt, bitte schön.«

Bellamy ging unterdessen quer über die Lichtung zurück zu der Stelle, an der er am Morgen die Fährte gefunden hatte. Er hatte keine Lust auf diesen lächerlichen Kleinkrieg, nicht, wenn es etwas Essbares zu erlegen gab. Bellamy

schwung sich Bogen und Köcher über die Schulter und verschwand zwischen den Bäumen.

Wenn man wollte, dass etwas erledigt wurde, musste man es selbst tun. Das hatte er schon als kleines Kind gelernt.

Bellamy war acht, als sie das erste Mal kamen.

Seine Mutter war nicht zu Hause gewesen, aber sie hatte ihm genau gesagt, was er tun musste. Die Garde inspizierte ihre Einheit nur selten. Viele der Gardisten waren selbst in diesem Sektor aufgewachsen, und so gerne die neuen Rekruten auch mit ihren Uniformen angaben oder ihre ehemaligen Rivalen schikanierten, die Wohnung eines ehemaligen Nachbarn zu überprüfen ging einfach zu weit. Aber der Leiter des Trupps war nicht von hier. Bellamy merkte es nicht nur an seinem hochnäsigen Akzent, sondern vor allem an seiner Art, dieser Mischung aus Überraschung und Abscheu, mit der er sich in ihrer winzigen Wohnung umsah, als könnte er sich nicht vorstellen, dass hier wirklich jemand lebte.

Er war ohne Klopfen hereingekommen, als Bellamy gerade damit beschäftigt gewesen war, das Frühstücksgeschirr abzuräumen. Sie hatten jeden Tag nur für ein paar Stunden fließendes Wasser und zwar immer dann, wenn seine Mutter auf den Solarfeldern arbeitete. Bellamy erschrak derart, dass er die Tasse fallen ließ, die er gerade abwusch.

Sein Blick sprang von hier nach dort, während er die Informationen auf seinem Netzhauttransmitter las. »Bellamy Blake?«, fragte der Kerl mit seinem merkwürdigen *Phoenix*-Akzent, der jedes Wort klingen ließ, als hätte er den Mund voll Nutripaste.

Bellamy nickte zögernd.

»Ist deine Mutter zu Hause?«

»Nein«, antwortete er so ruhig wie möglich, genau wie er es geübt hatte.

Ein weiterer Gardist kam herein. Auf ein Nicken des Offiziers hin begann er mit so monotoner Stimme Fragen zu stellen, als hätte er die Sätze an diesem Tag schon hundertmal gesagt. »Be findet sich für mehr als drei Tage Essen in eurer Wohnung?«, leierte er.

Bellamy schüttelte den Kopf.

»Habt ihr noch andere Energiequellen als ...«

Bellamys Herz pochte bis zum Hals, er hörte die Stimme des Gardisten kaum. Seine Mutter hatte alle nur vorstellbaren Szenarien unzählige Male mit ihm geübt, aber die Art, wie der Offizier alles in der Wohnung förmlich mit den Augen begrapschte, war zu viel für Bellamy. Als sein Blick von der heruntergefallenen Tasse hinüber zum Wandschrank wanderte, glaubte Bellamy, sein Herz würde jeden Moment stehen bleiben.

»Beantwortest du jetzt seine Frage oder nicht?«

Bellamy blickte auf und sah, wie die beiden Männer ihn fragend anstarrten. Der Offizier runzelte ungeduldig die Stirn, während der andere nur gelangweilt dreinschaute.

Bellamy wollte sich entschuldigen, aber stattdessen kam nur ein Röcheln aus seinem Mund.

»Wohnen hier noch andere Leute außer den beiden, die in dieser Einheit gemeldet sind?«

Bellamy holte kurz Luft. »Nein«, brachte er schließlich heraus, da fiel ihm endlich wieder ein, was seine Mutter ihm noch eingeschärft hatte. Er sollte ein verärgertes Gesicht machen. Auch das hatte er vor dem Spiegel geübt.

Der Offizier musterte ihn mit gespielmtem Bedauern. »Tut mir leid, wenn wir dich belästigt haben«, erklärte er sarkastisch, sah sich ein letztes Mal um und ging. Der Gardist folgte ihm und schlug die Tür hinter sich zu.

Bellamy sank auf die Knie. Er war zu verängstigt, um sich eine Antwort auf die Frage zu überlegen, die er sich die ganze Zeit über gestellt hatte: Was wäre passiert, wenn sie im Wandschrank nachgesehen hätten?



Glass

Glass folgte Cora und Huxley zur Tauschbörse und wünschte sich, ihre Mutter hätte die Nachricht von ihrer Begnadigung erst in ein paar Tagen verbreitet. Anfangs war sie überglücklich gewesen, ihre Freundinnen wiederzusehen. Als sie am Morgen zu ihr kamen, waren sie alle drei in Freudentränen ausgebrochen. Aber jetzt, als Cora und Huxley an einem Jungen vorbeigingen, den Glass nicht kannte, und dabei ein vielsagendes Lächeln austauschten, fühlte sie sich noch einsamer als in ihrer Arrestzelle.

»Ich wette, du hast jede Menge Punkte angespart«, sagte Huxley und legte ihr einen Arm um die Schulter. »Ich bin ja so neidisch.«

»Alles, was ich habe, sind die Punkte, die mir meine Mutter heute Morgen überwiesen hat.« Glass lächelte verunsichert. »Die anderen wurden nach meiner Verhaftung gelöscht.«

Huxley schüttelte sich theatralisch. »Ich kann's immer noch nicht glauben«, flüsterte sie. »Du hast uns nie erzählt, warum du in den Arrest gekommen bist.«

»Sie will nicht darüber reden«, warf Cora ein und blickte nervös über ihre Schulter.

Nein, dachte Glass. Du willst nicht darüber reden.

Sie bogen auf den Hauptkorridor von Deck B ein und betraten eine lange Promenade, die auf der einen Seite von Panoramafenstern und auf der anderen von künstlichen Pflanzen und Sitzbänken eingefasst war. Es war Mittag, und auf den meisten Bänken saßen Frauen, die etwa im selben Alter waren wie Glass' Mutter, Sonnenblumenwurzeltée schlürften und sich angeregt unterhielten. Normalerweise bezahlte man am Teestand mit Rationspunkten. Doch Glass konnte sich nicht einmal mehr erinnern, wann sie das letzte Mal ihren Daumen vor einen Scanner gehalten hatte. Das war einer der vielen kleinen Vorzüge des Lebens auf der *Phoenix*, die ihr erst aufgefallen waren, nachdem sie Luke kennengelernt hatte.

Glass konnte förmlich spüren, wie alle sie anstarrten, und sie fragte sich, was für diese Frauen der größere Schock gewesen war: ihre Verhaftung oder ihre plötzliche Begnadigung. Sie hob das Kinn und versuchte möglichst selbstbewusst zu wirken, während sie an den Bänken vorbeiging. Glass war jetzt ein lebendes Beispiel für das immer noch funktionierende Rechtssystem, und sie musste die Fassade wahren, als ob ihr Leben davon abhinge. Denn genau das tat es.

»Glaubst du, es besteht irgendeine Chance, dass Clarke

auch begnadigt wird?«, fragte Huxley. »Habt ihr viel Zeit miteinander verbracht, ich meine, im Arrest?«

»Bei Gott, Huxley, hör endlich auf, davon zu reden«, mischte Cora sich ein und fasste Glass mitfühlend am Arm. »Tut mir leid, Glass, aber als Clarke damals gleich nach dir verurteilt wurde, konnte es keiner glauben. Zwei Mädchen von der *Phoenix* und das innerhalb von nur ein paar Monaten? Als du dann wieder aufgetaucht bist, fing die Gerüchteküche an zu brodeln.«

»Schon gut«, erwiderte Glass und rang sich ein Lächeln ab. »Clarke wurde ziemlich schnell in Einzelhaft verlegt. Ich habe sie nicht oft gesehen. Ob sie begnadigt wird, weiß ich nicht«, log sie und dachte an die mahnenden Worte ihrer Mutter, keiner Menschenseele gegenüber die Expedition zur Erde zu erwähnen. »Ich weiß auch gar nicht, wann sie volljährig wird. Mein Verfahren wurde wiederaufgenommen, weil ich bald Geburtstag habe.«

»Genau, dein Geburtstag!«, quiekte Huxley und klatschte in die Hände. »Den hätte ich ja beinahe vergessen. Wir müssen bei der Tauschbörse ein Geschenk für dich besorgen.«

Cora nickte, überglücklich, dass sie endlich ein unverfängliches Thema gefunden hatten.

Die Tauschbörse auf der *Phoenix* war in einer großen Halle am Ende von Deck B untergebracht. Über den Panoramafenstern thronte ein riesiger Kronleuchter, der angeblich aus dem Pariser Opernhaus gerettet worden war, kurz bevor die erste Bombe auf Westeuropa fiel. Jedes Mal, wenn Glass die Geschichte hörte, dachte sie bedrückt an all die Menschenleben, die stattdessen hätten gerettet werden kön-

nen. Trotzdem fand auch sie den Kronleuchter einfach atemberaubend. Wenn sich das Licht darin brach, sah er aus wie ein kleiner Sternhaufen, wie eine schimmernde Miniaturgalaxie direkt über ihren Köpfen.

Huxley, die sich bei Glass untergehakt hatte, löste sich und lief zu einer Vitrine mit farbigen Bändern. Dass die Mädchengruppe neben ihnen bei Glass' Anblick schlagartig verstummt war, hatte sie nicht einmal bemerkt.

Glass wurde rot und eilte hinter Cora her, die sich den Weg zu einem Textilstand am Ende der Halle bahnte. Unbehaglich stellte sie sich neben Cora, die rücksichtslos die fein säuberlich aufgestapelten Stoffe durchwühlte, während die Waldenerin hinter dem Tisch versuchte, ihr bemühtes Lächeln aufrechtzuerhalten.

»Sieh dir diesen Mist an«, murmelte Cora und warf ein Stück Jute und mehrere Streifen Fleece zur Seite.

»Wonach suchst du?«, fragte Glass und strich mit den Fingern über ein rosafarbenes Seidentuch. Trotz der Rost- und Wasserflecken an den Rändern war es wunderschön. Leider war es so gut wie ausgeschlossen, genügend passende Stücke zu finden, um daraus eine kleine Handtasche zu machen, geschweige denn ein Kleid.

»Seit einer Ewigkeit sammle ich blauen Satin und habe endlich genug für das Unterkleid zusammen, aber ich brauche noch was zum Darübernähen, sonst sieht es ja aus wie ein Flickenteppich.« Mit gerümpfter Nase inspizierte Cora eine Bahn durchsichtiger Kunststoffolie. »Wie viel kostet das?«

»Sechs«, erwiderte die Waldenerin.

»Das soll wohl ein Scherz sein.« Cora warf Glass einen entnervten Blick zu. »Das ist ein *Duschvorhang*.«

»Er wurde auf der Erde hergestellt.«

Cora kicherte. »Sagt wer?«

»Wie wär's damit?« Glass hielt ein blaues Netz hoch. Es sah aus, als wäre es mal eine Einkaufstasche gewesen, aber sobald es auf das Unterkleid genäht war, würde das niemandem mehr auffallen.

»Ooh«, gurrte Cora und riss ihr das Netz aus der Hand. »Gefällt mir.« Sie hielt es sich vor den Körper, um zu sehen, ob die Länge passte, dann strahlte sie Glass an. »Gott sei Dank hat der Arrest sich nicht negativ auf deinen Modegeschmack ausgewirkt.« Glass versteifte sich, sagte aber nichts. »Und was wirst du anziehen?«

»Wann?«

»Bei der Party!«, sagte Cora und betonte jede Silbe, als spreche sie mit einem kleinen Kind. »Wenn der Komet vorbeizieht.«

»Entschuldigung«, erwiderte Glass mit einem Achselzucken. Anscheinend reichten sechs Monate Arrest nicht als Ausrede, wenn man den Überblick über den Veranstaltungskalender auf der *Phoenix* verloren hatte.

»Deine Mutter hat dir nicht davon erzählt?«, sprach Cora weiter und schlang sich das Netz um die Hüfte wie einen Petticoat. »Ein Komet wird hier vorbeifliegen, so nahe wie noch nie seit Gründung der Kolonie.«

»Und dafür wird ein Fest veranstaltet?«

Cora nickte. »Auf dem Beobachtungsdeck. Sie haben alle möglichen Ausnahmeregelungen verhängt. Es gibt Essen,

Drinks, Musik, einfach alles. Ich gehe mit Vikram hin«, verkündete sie strahlend, dann wurde ihr Gesicht plötzlich ernst. »Er hat bestimmt nichts dagegen, wenn du mitkommst. Er weiß ja, dass es so was wie, na ja, mildernde Umstände gibt.« Sie lächelte Glass mitfühlend an und wandte sich dann wieder der Waldenerin zu. »Wie viel?«

»Neun.«

Von einem Moment auf den anderen begannen Glass' Schläfen zu pochen. Sie murmelte Cora, die immer noch mit der Verkäuferin verhandelte, eine Entschuldigung zu und ging zu dem Nachbartisch, auf dem Schmuck ausgebreitet lag. Gedankenverloren befühlte sie ihren nackten Hals. Sie hatte ihren Chip immer an einer Kette getragen. Viele Mädchen auf der *Phoenix* machten das so, als Ersatz für einen Ohring oder einen Netzhauttransmitter. Wer das Glück hatte, ein Familienerbstück zu besitzen, oder bei der Tauschbörse etwas Passendes fand, ließ den Chip in einen Anhänger fassen.

Sie ließ den Blick über die glitzernde Auslage schweifen, als ein goldenes Schimmern ihre Aufmerksamkeit erregte. Es war ein ovaler Anhänger an einer fein gearbeiteten Halskette. Glass schnappte nach Luft. Sie wusste, sie sollte einfach weitergehen, aber sie konnte es nicht. Zitternd griff sie nach der Kette. Tränen traten in ihre Augen, als sie sanft über den auf der Rückseite eingravierten Buchstaben strich. Sie musste nicht erst hinsehen, um zu wissen, dass es ein kunstvoll verziertes G war.

»Und es macht dir wirklich nichts aus, deinen Geburtstag auf der *Walden* zu feiern?«, fragte Luke und legte den Kopf zurück.

